DD61
M7
1921

Digitized by Google

Pg. 51

II 716

Digitized by Google

Digitized by Google

Kultur und Welt

Eugen Mogk

Die deutschen Sitten und Bräuche

Digitized by Google

Digitized by Google

Die deutschen Sitten und Bräuche

Univ. of California

Von

Prof. Dr. Eugen Mogk

Erneuter Abdruck aus Hans Meyer,
„Das deutsche Volkstum"

Mit 15 Abbildungen in Holzschnitt
und Kupferätzung auf 4 Tafeln

Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien
1921

Digitized by Google

DD61
M7
1921

UNIV. OF
CALIFORNIA

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.
Copyright 1921 by Bibliographisches Institut,
Leipzig.

Digitized by Google

ac

Dem Gedächtnis
unſers fürs Vaterland gefallenen Sohnes
Walther

478938

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort

Soll ein Volk nicht dahinwelken, so muß es neben der Geistespflege auch das Gemütsleben zu seinem Rechte kommen lassen. Die Ausbildung des Geistes trennt die Stammesgenossen, in ihren Gefühlen, die im Gemüte wurzeln, sind sie einig; in ihnen finden sie sich zusammen und reißen die Schranke nieder, die Bildung, Vermögen, gesellschaftliche Stellung gezogen haben. Das hat die große Zeit, in der wir leben, von neuem gelehrt. Pflege des Gemütslebens ist daher vaterländische Pflicht. Den kräftigsten Nährboden hat dieses aber in heimischer Sitte und heimischem Brauche. Was der Mensch von seinen Vätern geerbt, was er in der Jugend gesehen und getrieben hat, was ihm durch den Genuß der Freude in der Erinnerung die Heimat heilig macht, das erfüllt seine Seele und stärkt ihn in den Zeiten der Not und des Unglücks, erfrischt ihn in der Fremde und im Alter. Zahlreiche Zeugnisse unserer Krieger haben bekundet, wie treuer Familiensinn, die Erinnerung an frohe Stunden harmloser Geselligkeit, das heimische Volkslied ihre Kraft zu Taten angespornt und ihre Vaterlandsliebe haben wachsen lassen.

Vielfach verästelt ist Sitte und Brauch unseres Volkes. Auch hierin zeigen sich die Stammeseigentümlichkeiten, die bei den Deutschen auf den verschiedensten Gebieten hervortreten. Dazu ist die Natur der heimatlichen Scholle, sind die verschiedenen Berufe selbstverständlich von großem Einfluß auf die Volkssitte gewesen. Diese hat sich auch mit den Zeiten geändert; lange Geübtes ist abgestoßen und Neues, nicht selten auch Eingewandertes ist aufgenommen worden. Aber was von außen kam, hat sich nur dann erhalten, wenn es unserm Volkscharakter zusagte und unserm Gemütsleben neue Nahrung zuführte. Mit diesen Tatsachen ist in dieser Darstellung volkstümlicher Sitten und Bräuche gerechnet worden, worin ich versucht habe, in etwas erneuter Gestalt ein Spiegelbild der deutschen Volksseele zu geben. Zugleich soll das Bändchen zur Umschau in unserem Volke anregen und veranlassen, das aufzuzeichnen, was noch an alten Sitten und Bräuchen fortlebt. Denn immer mehr und mehr schwinden diese in unserer Zeit, und vielfach sind sie nur noch in der Erinnerung älterer Leute erhalten. Die Vereine für Volkskunde, die die Liebe zum Vaterlande und zu unserem Volke in allen deutschen Ländern hat entstehen lassen, sind die Schirmer dieses alten Volksgutes und nehmen freudig jede Mitteilung an, damit das, was unser Volk frisch erhalten hat und noch erhält, wenigstens im Worte auf die Nachwelt komme.

Leipzig 1920. E. Mogk.

Inhalt

Seite

I. Deutsche Sitten und Bräuche in alter Zeit 1
II. Deutscher Inhalt in heutigen Sitten und Bräuchen 12
1. Allgemeines 12
2. Geburt, Hochzeit, Tod . . . 15
3. Der Deutsche im Alltagsleben und an den großen und kleinen Festtagen 34
4. Deutsche Sitten und Bräuche bei den wichtigsten Beschäftigungen und in den verschiedenen Ständen 73

Verzeichnis der Tafeln

Seite

Tafel I 14
1. Bäuerinnen in der Wetterau, zum Kirchgang gerüstet.
2. Pinzgauer Bauern in Nationaltracht.
3. Bildstöckl, von Totenbrettern umgeben, bei Freilassing, Oberbayern.
4. Kirchhofleuchte auf dem Friedhof zu Wals bei Salzburg.

Tafel II 38
1. Laubenhaus in Hagenau, Kreis Mohrungen.
2. Altes Gasthaus in Walchsee bei Kufstein, Tirol.
3. Ein Fachbauwerk in Schotten, Oberhessen.
4. Mecklenburgischer Gutshof in Fulgen bei Brunshaupten.

Tafel III 62
1. Sonnenwendfeuer im mittleren Inngebiet.
2. Maitanz.
3. Umzug der Nürnberger Metzger mit der langen Wurst 1658.

Tafel IV 88
1. Rathaus in Marienburg (Westpr.)
2. Rathaus in Wernigerode (Harz).
3. Burg Elz an der Mosel.
4. Rothenburg ob der Tauber.

UNIV. OF CALIFORNIA

I. Deutsche Sitten und Bräuche in alter Zeit.

Es ist eine anerkannte Tatsache, daß in Deutschland die Kluft zwischen dem gemeinen Manne und den sogenannten höheren Ständen in den letzten Jahren vor dem großen Kriege immer größer und größer wurde, so daß die Besten unseres Volkes die Frage aufgeworfen haben: Wohin soll das führen, wenn es so fortgeht? Soziale Verhältnisse, die gewiß eine der Hauptursachen jener Kluft sind, hatten nicht allein diese Scheidewand geschaffen. Es hatten noch ganz andere Umstände hier eingegriffen, die überhaupt erst die soziale Unzufriedenheit, Neid und Haß gegen die besser gestellten Mitmenschen wachgerufen haben: seit mehreren Menschenaltern war unter einem großen Teile der Gebildeten ein fremder Geist eingezogen, der in vielen Stücken dem deutschen Volksgeiste geradezu widersprach, sich lustig machte über das, was der schlichte Mann aus dem Volke liebt und treibt, auf volkstümliche Sitte und volkstümlichen Brauch von oben herabschaute und sogar durch Gesetze und Polizeivorschriften die unschuldige Freude zerstörte, die sich jahrhundertelang wie ein roter Faden durch die mühselige Alltagsarbeit des gemeinen Mannes gezogen hat.

Man hatte hiermit unserem gesamten Volke ein Stück seines eigenen Wesens geraubt, und diese Tatsache hatte in hohem Grade mit dazu beigetragen, die Erbitterung gegen die gebildeten Stände zu wecken und zu schüren. Selten hängt wohl ein Volk mit allen Fasern seines Lebens so fest und pietätvoll an althergebrachter Sitte und altem Brauch wie gerade das deutsche. Man hat dem deutschen Bauer sein Eigentum, man hat ihm seine rechtliche, ja sogar seine persönliche Freiheit genommen, Kriegsjahre und Krankheiten sind über ihn hereingebrochen, aber immer ist er wieder zu sich selbst zurückgekehrt, und aus dem Strudel des Unglücks hat er sein Wesen zu retten vermocht. Das ist das unsterbliche Volk, das in Immermanns „Münchhausen" der Diakonus so trefflich charakterisiert, das Volk, in dem sich der wahre Ruhm, die

Macht und die Herrlichkeit der Nation immer neu gebiert, dieses Volk, das wie ein Wunderkind beständig Perlen und Edelsteine findet, aber ihrer nicht achtet, das tiefsinnig, treu, unschuldig, tapfer ist, und das sich diese Tugenden unter Umständen bewahrt hat, welche andere Völker oberflächlich, frech, treulos, feige gemacht haben. Dieser echt deutsche Kern, der durch die Jahrhunderte sich gleichgeblieben ist, darf auch heute noch nicht als vernichtet angesehen werden. Immer mehr und mehr ist man auch in den weitesten Kreisen auf ihn aufmerksam geworden, Vereinigungen zur Erhaltung und Neubelebung volkstümlicher Sitten sind fast in allen Gegenden Deutschlands entstanden, und so ist zu hoffen, daß sich einst in ihm das Volk wieder eint, nachdem das in die oberen Schichten unserer Gesellschaft eingedrungene ungesunde Fremde abgestoßen sein wird. Und daß diese Hoffnung nicht eitel ist, zeigten die Einigkeit und das gegenseitige Verständnis der verschiedenen Volksschichten in den Tagen, da der Bestand unseres Volkes und Vaterlandes auf dem Spiele stand.

Es sind reichlich zwei Jahrtausende vergangen, seit die germanische Rasse das erstemal in die Weltgeschichte eingegriffen hat. Seit dieser Zeit kennen wir auch unser Volk in all seinem Tun und Treiben. Die Römer, denen wir die ältesten Nachrichten über altgermanische Sitte verdanken, sind voll des Ruhmes von der gesunden Natur, der Jugendfrische und der großen Innerlichkeit unserer Vorfahren. Sie stellen den Charakter dieses Volkes und seine Sitten in schroffen Gegensatz zu sich selbst und zu den westlichen Nachbarn der Germanen, den Galliern. Ganz besonders rühmen sie die Sittenreinheit unserer Vorfahren, aus der sich die Heiligkeit der Ehe und die hohe Schätzung, welche die Frau bei ihnen genoß, erklären. „Sie sind fast die einzigen Barbaren“, sagt Tacitus, „die sich mit je einer Frau begnügen, ganz wenige ausgenommen, die aber nicht der Sinnlichkeit zuliebe, sondern nur aus Standesrücksichten mehrere Frauen haben.“ Der Ehebruch, der ungemein selten vorkam, wurde aufs härteste bestraft: mit abgeschnittenen Haaren und entkleidet wurde die Verbrecherin in Gegenwart der Anverwandten von dem Gatten aus dem Hause gestoßen und durchs Dorf gepeitscht. Die Tugend preiszugeben, fand keine Entschuldigung. Aus dieser Achtung vor dem Weibe, in dem man etwas Heiliges, ein mit besonderen inneren Kräften begabtes Wesen erblickte, erklärt es sich, daß der Mann die Gattin nicht als seine Dienerin, sondern als Genossin in ihr neues Heim führt: ein gezäumtes Roß, Schild, Schwert

und Lanze hat er ihr geboten, als er in Gegenwart ihrer Verwandten das mundium über sie angetreten hat; sie soll die ebenbürtige Genossin seiner Mühsale und Gefahren werden. Und in der Tat bezeugen die alten Geschichtschreiber zur Genüge, welchen lebhaften Anteil die Frauen an den Gefahren der Männer nahmen. Ihre Frauen trieben die Cimbern und Teutonen an, wenn die Kämpfenden wankten: in ihrer Nähe befand sich das Teuerste, Weib und Kind, und das war den Kriegern der größte Sporn zur Tapferkeit. Ja, nicht selten war auch der Fall, daß Frauen oder Jungfrauen sich selbst am Kampfe beteiligten und mit Schild und Lanze neben den Männern herritten. Jahrhunderte hindurch hat sich dieser altgermanische Zug der Kampfeslust und Willensstärke bei der deutschen Frau erhalten: wie die nordischen Kampfjungfrauen in der Bravallaschlacht, so führte Telse Wollersien die Dithmarscher Bauern gegen die Dänen, und mehr als eine Frau hat in Männerkleidung an den Befreiungskämpfen im Anfange des 19. Jahrhunderts heldenmütig teilgenommen. Welch schroffer Gegensatz zwischen den Frauen romanischer und germanischer Völker: zur Befriedigung eitler Sinneslust und Weltfreude begleiteten Scharen von Frauen und Mädchen die französische Armee im Kriege gegen Friedrich den Großen; um ihren Männern Ansporn und Beistand zu sein, zogen im letzten Freiheitskampfe die Burenfrauen mit ihren Männern in das Feld.

In der Familie gehört der Frau in erster Linie die Leitung der Wirtschaft und die Erziehung der Kinder. Die Jugend wächst neben und unter den Haustieren auf, an denen der Deutsche schon in ältester Zeit fast mit Zärtlichkeit hing. Durch den Umgang mit den Haustieren sollte das Kind den Ausdruck seines Gemütes, seine Menschlichkeit üben. War der Knabe älter geworden, so kam er in der Regel zum Mutterbruder, der ihm nach dem Vater am nächsten stand und der in jeder Weise für das Wohl seines Neffen sorgte. Im Mittelalter nahm dieselbe Stellung, die in altgermanischer Zeit der mütterliche Oheim hatte, der Pate ein, der ja in vielen Gegenden Deutschlands noch heute für Leib und Seele seines Taufkindes zu sorgen hat.

Nur wenige Völker besitzen von Haus aus ein so ausgeprägtes Rechtsgefühl und so feines Unterscheidungsvermögen für Recht und Unrecht wie die germanischen. Bezeichnend hierfür ist Tacitus' Schilderung der Chauken. „Sie sind ein hochangesehenes Volk unter den Germanen, und zwar ausschließlich wegen ihres Sinnes für Gerechtigkeit. Ohne Gier, ohne Leidenschaft, ruhig und auf sich beschränkt, erregen

sie keinen Krieg, schaden nicht durch Raub- und Plünderungszüge. Doch sind sie jederzeit schlagfertig, und wo es not tut, steht ein Heer da, Männer und Rosse in Menge; und ohne daß sie sich rühren, erhält sich ihr Ruf." Dieser ausgeprägte Rechtssinn, den sich unser Volk bis heute bewahrt hat, läßt den Germanen auch seit grauer Vorzeit für die Menschenrechte eintreten. Aus jüngster Zeit sind die Teilnahme der Deutschen an dem Schicksale der Buren, der Zorn über die Treulosigkeit der Italiener und ihr Eintreten für die Rechte neutraler Völker schlagende Beispiele dafür. Hieraus erklärt sich auch die Stellung, die jederzeit die Leibeigenen, später das Gesinde bei den germanischen Völkern eingenommen haben. Sie galten als ein Teil der Familie und sind auch dementsprechend behandelt worden. Welch ein Unterschied zeigt sich in diesem Punkte zwischen den hochentwickelten Römern und den Germanen! Dort wurde der Knecht bei dem geringsten Versehen gepeitscht, mit Fesseln und Zwangsarbeit belegt, sogar Husten, Niesen, Schluchzen wurde mit Schlägen geahndet; hier dagegen besaß der Knecht fast seine volle persönliche Freiheit. Er hatte nur gewisse Abgaben an den Herrn zu zahlen; kam er diesen Pflichten nach, so ließ ihn der Herr schalten und walten. Daher lesen wir nirgends etwas von Sklavenunruhen, wie sie die Staaten griechisch-romanischer Völker wiederholt in Aufregung versetzt haben.

Mann, Weib, Kind und Gesinde bildeten bei den Germanen die Hausgenossenschaft. Wie noch heute die Familie das ganze Sinnen und Trachten des Deutschen umspannt, wie er sich am wohlsten am häuslichen Herde fühlt, wie er hier Erholung von den Mühsalen des Lebens sucht und findet, so ist es seit uralter Zeit gewesen. Der Deutsche ist meist verschlossen nach außen hin, aber im Kreise seiner Angehörigen und unter seinen Verwandten schließt er sein Herz auf, da kommt der Reichtum seines Gemütes recht zur Geltung. Schon bei der Anlage seines Hauses sucht der Germane nicht Orte auf, wo bereits Menschen sitzen, sondern einsam und abgesondert, wo eine Quelle, eine Aue, ein Gehölz einladet, baut er sich an. Nur die Sippschaft hält zusammen. Sie feiert alle Feste gemeinsam, sie nimmt in ihrer Gesamtheit Anteil an dem Wergeld, wenn eines ihrer Glieder erschlagen worden ist, sie rächt alle Unbilden, die einem der Ihrigen widerfahren, sie zieht selbander in den Kampf, wenn auswärtige Feinde das Land verheeren. Die Sippschaft wacht aber auch streng über die Tugenden ihrer Angehörigen. Persönlichen Mut, Tapferkeit rechnet man zu den höchsten dieser Tugenden.

Im Kampfe gilt es als Schande, von anderen sich an Tapferkeit überbieten zu lassen. Feiglinge und Verräter trifft die schmählichste Strafe: niemand schenkt ihnen Glauben, in einem Morast oder Sumpf werden sie ersäuft oder an Bäumen aufgeknüpft. Freiwillig begeben sich die Jünglinge ihrer persönlichen Freiheit, stellen sich und bilden das Gefolge der Fürsten, um unter ihnen Heldentaten zu verbringen.

Aus diesem den Germanen angeborenen Sinn für persönliche Tapferkeit erklären sich auch die Hauptbeschäftigungen unserer Vorfahren: der Krieg und die Jagd, wenn auch bei letzterer wirtschaftliche Bedingungen mitsprechen. Selbst beim Spiele tritt dieser Sinn zutage. Schauspiele und Vergnügungen, wie sie die Römer zu ihrem Zeitvertreib hatten, kannte man nicht, die einzige Lustbarkeit, an der die Germanen ihre Freude fanden, war der Schwerttanz. Bei ihm tummelten sich nackte Jünglinge zwischen Schwertern und Lanzen und ergötzten durch ihren Mut und ihre Behendigkeit die Zuschauer. Das ist dasselbe Waffenspiel, das in verjüngter Form nach Auffindung der Taciteischen „Germania“ in verschiedenen Gegenden Deutschlands noch heute den Zeitvertreib der Jugend bildet.

Neben dieser persönlichen Tapferkeit leuchtet die germanische Treue. Dem Führer im Kriege und Leiter im Frieden, den sie selbst gewählt hatten, blieben die Germanen treu bis in den Tod. Das einmal gegebene Wort wird gehalten, auch wenn die persönliche Freiheit verspielt ist (vgl. unten, S. 6 und 7). Wo Tacitus von diesem höchsten Grad der Treue im Gefolge der Spielwut berichtet, bricht er in die Worte aus: „So starrköpfig sind sie in dieser verwerflichen Sache; sie selbst nennen's Treue.“ Und diese Treue begegnet uns in allen sozialen Verhältnissen, zu allen Zeiten wieder: als Treue zum Herrn in einem Hagen, einem Bismarck, als Treue zur Verlobten in der Gudrun, als Treue im Worthalten in Kaiser Friedrich dem Schönen und unzähligen anderen historischen und poetischen Beispielen. Besonders schön ist diese Treue Deutschlands zu seinem Bundesgenossen in dem letzten großen Völkerringen zutage getreten.

In dem Tun und Treiben der Germanen zeigt sich ferner schon in den ältesten Quellen jene Freigebigkeit, der Wunsch, andere an den Freuden des Lebens teilnehmen zu lassen, die wir durch die Jahrhunderte verfolgen können, die die mittelhochdeutschen Dichter als milde preisen, die noch heute unsere skandinavischen Stammesbrüder oft zu einer Gastfreundschaft verleitet, die keine Grenzen kennt und sie nicht

selten zugrunde richtet. Jeder Fremde, woher und in welcher Absicht er auch immer kommen mag, ist in der germanischen Hütte herzlich willkommen. Er gilt als heilig und unverletzlich. Das Haus steht ihm offen, und freie Tafel wartet seiner. Bittet er sich beim Abschiede etwas aus, so verlangt's die Sitte, daß man es ihm gewähre. Jemand die Tür zu verschließen, gilt geradezu für ein Verbrechen. Und ist der Vorrat aufgezehrt, dann geht man mit dem Gastfreunde in die nächste Hütte, wo ihm gleiche Aufnahme zuteil wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese unbegrenzte Gastfreundschaft in Verschwendung ausarten konnte und noch kann. Denn war ein Gastfreund im Hause, so wurde der Speise und dem Trank mehr zugesprochen als gewöhnlich. Zumal beim Trunk wird ja die Brust offener und freier, und manches Wort, das sonst verschwiegen bleibt, kommt bei dieser Gelegenheit hervor. Und den Trieb nach freier, rückhaltloser Aussprache im Freundeskreise hat der Germane stets gehabt, so verschlossen er auch sonst von Natur ist. Daraus erklärt sich seine Freude an Schmaus und Gelage und die große Trinklust, die nun einmal ein Erbfehler der germanischen Rasse ist und bleiben wird. Bei jeder Gelegenheit suchte man durch frohes Gelage die Stunden zu kürzen. So war Trunkenheit nicht selten. Und doch wußte der Germane auch in diesem Zustande die Mannesehre hochzuhalten, und selbst wenn er gereizt wurde, verletzte er nur selten durch kränkende Worte. Eher kam es zu Wunden und Totschlag. Anderseits war bei solchen Zusammenkünften Wiederaussöhnung mit alten Feinden nichts Seltenes, Verwandtschaften wurden geschlossen, über die Wahl der Häuptlinge, über alles, was die Gesamtheit der Sippe oder den Gau betraf, wurde beraten. Jeder sprach seine Meinung unumwunden aus. Und doch wußte man, daß beim Becher manches über die Lippen kommt, das im Grunde des Herzens nicht Wurzel geschlagen hat. Deshalb wurde am folgenden Morgen, wenn man nüchtern war, nochmals alles geprüft und so der deutschen Bedächtigkeit und Gründlichkeit ihr Recht gegeben.

Ist das eine Laster der Germanen erwähnt, so darf auch ein zweites nicht vergessen werden, das wie die Trinklust ebenfalls bis heute tief in unserem Volke wurzelt: die Spielsucht. Es liegt etwas Geheimnisvolles in dem Zufall des Spieles. Und dies Geheimnisvolle zog den Germanen wie in der Natur und im Wirken göttlicher Gewalt auch hier an, und mit Leidenschaft suchte er das Glück der Würfel an sich zu reißen. „Das Würfelspiel treiben sie im nüchternen Zustande als etwas Ernsthaftes,

mit solchem Leichtsinn bei Gewinn und Verlust, daß sie ihre Freiheit und ihre Person an den letzten Wurf wagen, wenn ihnen nichts mehr übriggeblieben ist" (Tacitus). Der Römer wundert sich über den deutschen Ernst auch beim Verwerflichen. Er konnte von seinem Volkscharakter aus nicht begreifen, daß der Germane nichts für gehaltlose Tändelei hält. Was er anfaßt, mag es gut oder tadelnswert sein, erfüllt seine ganze Seele; Halbheit und Oberflächlichkeit sind dem Germanen fremd.

In seinem Alltagsleben, seiner Nahrung, seiner Kleidung, seiner Wohnung zeigt der Germane die größte Einfachheit. Aus rohem Gebälk ist sein Wohnhaus hergestellt, ohne Bedacht auf Verschönerung. Nur hier und da sind Stellen mit rötlicher Erde bestrichen, die dann wie gemalt aussehen. Auch das eng anliegende Gewand, das bei der Frau ähnlich wie beim Manne ist, entbehrt alles Putzes. Selbst die Waffen, die aus der Keule, der kurzen Lanze (der Framea), dem Schilde und dem Schwerte bestehen, sind ohne Prunk. Der Schild allein wird meist mit bunter Farbe bemalt. Wir finden hierin, wie schon beim Anstrich der Wohnung und bei dem Purpurstreifen, der häufig in das Linnengewand der Frauen eingewebt war, die Freude an grellen Farben, die wir bis auf den heutigen Tag bei der ländlichen Bevölkerung, namentlich in Süddeutschland, wahrnehmen können. Nur auf ihre Haartracht legten einige Stämme besonderes Gewicht, denn das lange Haar ist das Zeichen des freien Mannes. So wird von den Sueben hervorgehoben, daß sie das Haar in einen Zopf zusammenbanden. Eine Hauptrolle spielte im Alltagsleben das Baden. Hierin zeigt sich der Zug der Germanen nach Reinlichkeit, durch die sie sich namentlich vor ihren östlichen Nachbarvölkern, den Slawen, auszeichneten. Cäsar erzählt, daß beide Geschlechter sich in den Flüssen gebadet hätten, und nach Tacitus war es die erste Beschäftigung am Morgen, ein warmes Bad zu nehmen. Die Reinigung des Körpers in Flüssen und Badestuben ist dann im ganzen Mittelalter eine Forderung der Sitte gewesen, und noch heute wurzelt die Freude am Bade und am Schwimmen, besonders am Kraft und Gewandtheit messenden Wettschwimmen, bei wenigen Völkern so fest wie bei den germanischen. Einfach wie die Kleidung ist auch die Kost: wilde Baumfrüchte, frisches Wildbret oder saure Milch vertreiben den Hunger. Das Getränk ist hauptsächlich ein Gebräu aus Gerste. In dieser Einfachheit lebten die Germanen auch fort, als römische Kaufleute ihr Land durchzogen und ihnen die Erzeugnisse wärmerer Länder zuzuführen bemüht waren. Die Gallier sind

infolge des Verkehres mit den Römern verweichlicht, die Germanen dagegen beharrten, zäh und konservativ, wie ihr Volkscharakter es bedingte, in ihrer einfacheren, altertümlichen Weise: sie nahmen nur an, was ihrem nüchternen, unverdorbenen Sinne zusagte, und das vereinten sie in echt germanischer Anpassungskraft mit ihrem eigenen Wesen.

Das ist ungefähr das Bild von den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren, das wir von den Römern erhalten. Als Cäsar schrieb, war unser Volk erst in der Geschichte aufgetaucht. Gewiß muß im Auge behalten werden, daß es damals noch ein Naturvolk war, das schon als solches zu den hochentwickelten Römern im Gegensatz stehen mußte. Seitdem ist es in stetem Wechselverkehr mit anderen Völkern geblieben, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser Verkehr auch auf die Sitten und Gebräuche unseres Volkes eingewirkt hat. Aber wann und woher das Fremde auch gekommen ist, immer hat es sich der Volksseele anpassen müssen, und so viele Verirrungen eine höhere Kultur und der Verkehr mit fremden Völkern auch gebracht haben, immer ist der Deutsche wieder zu sich selbst zurückgekehrt, und auch in den Zeiten des Rückganges und der Sittenverderbnis hat er die Grundzüge seines Wesens zu erhalten gewußt.

Leider ist es schwer, in den meisten Fällen geradezu unmöglich, festzustellen, was unser Volk an Sitte und Brauch aus der Urzeit mitgebracht, und was es durch den Verkehr mit anderen Völkern von diesen angenommen hat. Hier lassen uns die Quellen im Stich, und wir können nur auf Umwegen zu Schlüssen gelangen, die eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich haben. Der Deutsche hat von jeher eine besondere Neigung gehabt, sich Fremdes anzueignen. Die Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bezeugen wiederholt, wie die Germanen von den Römern mancherlei auf friedlichem Wege angenommen haben. „Wenn man ihnen zuredet, so fügen sie sich leicht in das, was ihnen nützt“, sagt Strabo, „weshalb ihnen auch Bildung und Redekunst nicht fern geblieben sind.“ Dasselbe bezeugt Dio Cassius. „Die Barbaren“, sagt er, „wurden durch römische Sitte wie umgewandelt.“ Und Ammianus Marcellinus hebt ausdrücklich von den rechtsrheinischen Germanen hervor, daß die Römer durch steten Verkehr, durch Einführung ihrer Sitten und Gebräuche viel mehr Herren jener Stämme geworden seien als durch die Waffen. Dieser gewaltige Einfluß der Römer zeigte sich ganz besonders in der Zeit zwischen dem Auftreten des Drusus und dem des Varus. Drusus hatte Germanien bis

zur Elbe unterworfen, Tiberius war seinem Beispiel gefolgt, und beide Feldherren hatten es verstanden, durch kluge Politik die Germanen nicht zu reizen. Daher fingen diese in den Friedensjahren, die den Zügen des Tiberius folgten, an, sich mit römischen Sitten zu befreunden und sich diese anzueignen. Erst das kurzsichtige Gebaren des Varus, der mit unbedachter Rücksichtslosigkeit die Einführung römischer Sitte und Sprache in Deutschland erzwingen wollte, ließ den größeren Teil der Bewohner Mitteldeutschlands sich zusammenscharen und mit der Fremdherrschaft auch einen Teil römischer Sitte wieder abwerfen. Im Guten hat sich von jeher unser Volk leiten lassen, Gewalt und Anmaßung verträgt es nicht. Das weiße Sachsenroß der Sage und Dichtung ist in dieser Beziehung das echte Ebenbild des germanischen Volkes.

Mannigfach waren die Gründe, die einen römischen Einfluß auf Sitte und Brauch bedingten. Römische Kaufleute durchzogen vom Rhein und von der Donau aus die Lande und brachten neue Lebensmittel, andere Kleidung, Waffen, Schmucksachen und mit allen diesen Dingen andere Auffassungen zu dem unverdorbenen Volke. Friedlicher Verkehr wurde mit ihm auf Märkten und bei anderen Gelegenheiten unterhalten. Römische Soldaten lagen in germanischen Ländern und durchzogen sie. Germanen standen in römischem Solde und waren nicht selten Kampfgenossen der Römer in fernen Ländern: im Kampfe gegen die thrakischen Bergvölker finden wir Sugamber neben den Römern; nach römischer Weise und mit Inschriften in römischen Buchstaben erbauen Friesen am Hadrianswalle ihren heimischen Göttern Altäre, und die batavischen Reiterkohorten gewöhnen sich in ihren Kasernen zu Rom an die Votivsteine, wie die Landsleute zu beiden Ufern des Rheines und an der Donau es verstehen, diese zu errichten und den heimischen Göttern römische Namen zu geben. Vornehme Germanen werden in Rom erzogen: Arminius, Marobodus, der Markomannenhäuptling, und andere haben sich ihre Kenntnisse und neue Anschauungen in Rom angeeignet. Germanenkinder werden von römischen Sklaven unterrichtet, Fürstenkinder kommen als Geiseln nach Italien und schauen hier neue Sitten, neue Bräuche. So strömt aus unzähligen Quellen das Blut der antiken Kultur in den jugendfrischen Körper, der es läutert und so der Nachwelt erhält. Und wohin wir auch blicken, fast auf allen Gebieten des Handelns und Schaffens zeigt sich das Ergebnis dieses engen und unausgesetzten Verkehres zwischen Römern und Germanen.

Wo andere Hilfsmittel versagen, ist uns nicht selten die Sprache des

Volkes ein wichtiger Wegweiſer. So iſt es auch hier. Die Volksſprache lehrt uns am beſten, wie gewaltig der römiſche Geiſt auf das Germanentum eingewirkt, wie aber auf der anderen Seite der germaniſche Geiſt auch dem römiſchen Einfluſſe Grenzen geſetzt hat. Die alte Weidewirtſchaft, die in vorrömiſcher Zeit neben einer oberflächlichen Beſtellung des Feldes im Mittelpunkte germaniſcher Lebensintereſſen ſtand, wird allmählich durch eine zweckmäßigere Bearbeitung von Grund und Boden verdrängt. Mancher Brauch, an dem noch heute der Bauer bei Ausſaat oder Ernte treulich feſthält, mag damals mit bei unſeren Vorfahren eingewandert ſein. Die alte Handmühle, mit der man ſonſt das Getreide zu zerreiben pflegte, verſchwand immer mehr und räumte der Waſſermühle der Römer ihren Platz ein. Die Nahrungsmittel wurden anders. Selbſt die Bereitung von Butter und Käſe blieb nicht die alte, wie die Wörter lehren, ohne daß wir ſagen können, worin die Veränderung in der Zubereitung beſtanden habe. Bisher unbekannte Speiſen werden eingeführt: man lernt den Kohl, den Rettich, den Kürbis kennen. Von Früchten genießt man bald die Birne, die Pflaume, die Kirſche, kennt die Pfirſiche, die Mandel. Schon kommen Reizmittel des Geſchmackes vor, wie Pfeffer und Eſſig. Die Zubereitung der Speiſen geſchieht nicht ſelten nach römiſcher Weiſe, und man beginnt, wie in Rom, in der Küche in Pfannen, Keſſeln und Tiegeln zu kochen. Zu den altgermaniſchen Getränken, die aus heimiſchem Getreide bereitet waren, geſellt ſich frühzeitig der römiſche Wein und der Moſt. Man findet an dem neuen Getränk in Deutſchland bald ſolchen Geſchmack, daß man auch hier die Anpflanzung der Rebe verſucht, und ſo entſteht der neue Stand der Winzer, der die Frucht in Bottichen keltert. Mit dem fremden Getränk ſind zugleich neue Trinkgefäße gekommen: neben dem Horn und der Schale, woraus man früher zu trinken pflegte, wird jetzt der Wein aus Bechern und Humpen geleert, und zeitig ſchon füllte man ihn in die ebenfalls den Römern entlehnte Flaſche.

Auch die Wohnung wird unter römiſchem Einfluſſe kunſtvoller und feſter. Neben den alten Holz- und Erdbauten tauchen Häuſer mit Steinmauern auf, die mit Kalk übertüncht und mit Ziegeln oder Schindeln gedeckt ſind. Der innere Raum zerfällt nun in Stube und Kammer, an die ſich der Speicher als Aufbewahrungsort des Getreides anſchließt. Über dem Wohnraume befindet ſich der Söller, unter ihm der Keller, der unterirdiſche Vorratsraum. In das Innere des Hauſes zieht größere Bequemlichkeit ein: man lernt den Schemel zum Sitzen, den Pfühl zum

Ruhen kennen, und schon fängt man an, aus besonderen Schüsseln zu speisen. Mit manchem anderen Geräte antiker Kultur findet jetzt auch der Spiegel in dem germanischen Hause Aufnahme, und wo einst nur das Herdfeuer und der Kienspan geflackert hat, brennen Kerzen und Fackeln. Selbst die Haustiere, die Genossen der Kinder, bleiben nicht mehr ausschließlich die alten; zum Hunde gesellt sich die Katze und zum Rosse der Esel.

Solcher Wandel der Kultur mußte natürlich auch auf die Beschäftigung der Germanen einwirken. Ganz neue Erwerbszweige tauchen auf. Es waren nicht nur Römer, die den Handel in Händen hatten, sondern auch Germanen haben ihn getrieben. Die germanische Rasse hat von Natur eine große Neigung für den Handel, und allerorten, wo zu ihr die Anregung dazu gekommen ist, oder wo die Lage des Landes darauf hingewiesen hat, finden wir bei einem großen Teile der Bevölkerung den Handel als Mittelpunkt der Lebensinteressen. Aber überall zeigt auch hierbei der Germane einen ausgeprägten Sinn für Rechtlichkeit; er verabscheut Hintergehung und Betrug bei Feinden wie bei Freunden und wird deshalb nicht selten das Opfer seiner Ehrlichkeit. Wie die Hallstatt- und La Tène-Funde und die Ausgrabungen in Norddeutschland und Skandinavien zeigen, ist der Handel bei den Germanen uralt. Von der Römerzeit an nimmt er jedoch einen besonderen Aufschwung. Am Rhein und an der Donau wie im Inneren des Landes entstehen bereits eine Art Märkte; dort verkehren die Deutschen mit Römern, hier mit ihren Stammesgenossen. Im Norden weisen die Verkehrswege zu den skandinavischen Stammesbrüdern. Die römischen Heerstraßen mit ihren Meilensteinen werden bald Handelsstraßen, an deren Gräben sich Bäume hinziehen. Münzen und Gewichte finden Aufnahme und verdrängen mit der Zeit den alten Tauschhandel.

Mit den Waren kamen aus dem Süden die Buchstaben. Nördlich vom Schwarzen Meere bei den Goten sind sie als „Runen“ den griechischen und römischen Zeichen nachgebildet und haben sich von dort aus über das ganze germanische Gebiet verbreitet. Gebrauchte man sie zunächst hauptsächlich nur zum Zauber, so begann man doch bald, mit ihnen einzelne Worte, vor allem Namen, zu schreiben. An Stelle des Bautasteines, der dem Vater oder Freunde zum Gedächtnis gesetzt ist, tritt bei den Nordgermanen der Runenstein, der den Namen des teueren Verstorbenen der Nachwelt überliefert. Erst später kam mit dem Christentum die lateinische Schrift. Daneben hält die römische Zeitrechnung

ihren Einzug: die Nacht, die in altgermaniſcher Auffaſſung als Gefährtin des Mondes die Zeiten gelenkt hatte, wird jetzt vom Tage verdrängt, das Mondjahr vom römiſchen Sonnenjahre mit ſeinen zwölf Monaten und ſeinen zweiundfünfzig Wochen von je ſieben Tagen.

II. Deutſcher Inhalt in heutigen Sitten und Bräuchen.

1. Allgemeines.

Unter römiſchem Einfluß haben die germaniſchen Völker, wie wir ſahen, gleich nach ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte einen Gärungsprozeß durchgemacht, deſſen Folgen ſich auch heute noch auf Schritt und Tritt erkennen laſſen. Seitdem hat die Arbeit unſeres Volkes nicht aufgehört: es hat ununterbrochen von außen her neue Ströme friſchen Lebens aufgenommen, es hat Altes, Unzeitgemäßes abgeſtoßen, es hat wiederholt Strömungen der Zeit, die im Auslande getrübt waren, geläutert und in reinerer Geſtalt der Welt wiedergeſchenkt. Alle dieſe geſchichtlichen Wandlungen haben natürlich auch auf die Sitten des Volkes eingewirkt. Allein dieſer Vorgang kann hier nicht im einzelnen verfolgt, vielmehr ſoll nur gezeigt werden, wie Sitten und Bräuche der Gegenwart dieſen Wandel zum Teil noch widerſpiegeln, wie ſie aber doch im Kerne echt deutſch, echt germaniſch geblieben ſind. Wohl hat es Zeiten gegeben, wo auch unſer Volk am Rande des Verderbens ſtand. Zuſtände, wie ſie während der „kaiſerloſen Zeit“ herrſchten, oder Ereigniſſe, wie der Dreißigjährige Krieg, mußten die Sitten verderben und das Volk verrohen laſſen, aber den Kern ſeines Weſens haben weder dieſe harten Schläge noch verheerende Krankheiten, wie der Schwarze Tod, zu treffen vermocht.

Außerdem ſind von den Kulturwellen, die der Verkehr mit dem Ausland brachte, nicht alle Gegenden auf gleiche Weiſe berührt worden. Im deutſchen Süden und Weſten hat ſich der fremde Einfluß viel nachhaltiger gezeigt als im Norden, wo das Land an das Meer oder die ſtamm- und ſinnesverwandten Skandinavier grenzt. Hier iſt man jederzeit viel konſervativer geweſen, und ſo läßt ſich vom frühen Mittelalter an bis zur Neuzeit ein nicht unbedeutender Gegenſatz zwiſchen dem deutſchen Süden und Norden beobachten, der ganz beſonders durch die Reformation vergrößert worden iſt. Einen beträchtlichen Teil alter Sitte, die ſich an die Verehrung der Heiligen und an den

römischen Kirchenbrauch knüpfte, hat man im Norden abgelegt, wo der Heiligenkult überhaupt nie so herrschend gewesen ist wie im Süden.

Schon im frühen Mittelalter zeigt der norddeutsche, besonders der sächsische Bauer seinen festen, am alten hängenden Sinn. Während fast im ganzen alten fränkischen Reich unter Karl dem Großen die altgermanische Freiheit und somit der alte Bauernstand immer mehr schwand, während das fränkische Volk die große Rolle der Verschmelzung deutschen und romanischen Wesens übernommen hatte, hat sich der freie Bauer, haben sich die alten Sitten bei dem sächsischen Stamme durch das ganze Mittelalter hindurch gehalten. So finden hier auch das Rittertum und ritterliche Beschäftigung und Sitte, wie sie doch in ganz Süd- und Mitteldeutschland blühen, keine offenen Tore. Ob seiner bäuerlichen alten Sitte gilt der Sachse den höfischen Sängern als roh und ungebildet, und nirgends lesen wir, daß aus seinem Stamme ein höfischer Dichter hervorgegangen ist. Mit eiserner Zähigkeit haben die Norddeutschen an dem alten festgehalten und sich gegen Neuerungen verschlossen. Das Heim ist noch heute in vielen Gegenden Westfalens der Mittelpunkt alles Lebens. Fern von den Verkehrswegen ist das niedersächsische Haus gebaut, das in seiner ganzen Einrichtung den Bewohner von der Außenwelt abschließt und ihn um so mehr auf das engste Zusammenleben mit den Seinen hinweist. Wie in altgermanischer Zeit, hat noch bis in unsere Tage hinein der Herd den Mittelpunkt aller feierlichen Handlungen gebildet: an ihm wurde die junge Hausfrau von den Eltern ihres Mannes empfangen und gesegnet, um ihn wurde die neue Magd nach dem Antritt ihres Dienstes geführt, von ihm aus schaltete die Hausfrau über Gesinde und Vieh. Nichts von allen diesen echt- und altdeutschen Zügen des Hanges nach Einsamkeit und der Einkehr in sich selbst finden wir in Süd- und Mitteldeutschland mehr. Hier liegt das Haus an der Straße, nach der hinaus seine Fenster gehen; es ist in verschiedene Räume geteilt und zeichnet sich auch äußerlich durch Zierate aus, von denen das sächsische nur die Pferdeköpfe am Giebel kennt, ein Schutzmittel aus heidnischer Zeit zur Abwehr dämonischer Gewalten. Ist bei dem Süddeutschen schon frühzeitig das Interesse zwischen Heim und Außenwelt geteilt, so hat sich bei ihm auch schnell ein Wirtshausleben eingebürgert, das in Norddeutschland erst in jüngster Zeit allgemein geworden ist. Hier feierte man die Feste in der Familie, in der Sippschaft, die sich ungleich länger als Ganzes gefühlt hat als in Süddeutschland, wo meist das Wirtshaus der Mittelpunkt alles gesellschaftlichen Lebens ist.

Das Gemüt des Norddeutſchen iſt viel ernſter, ſein Sinn viel verſchloſſener, und dieſe Tatſachen beſtimmen all ſein Tun und Handeln. Den Süddeutſchen macht ſchon die ihn umgebende Natur heiterer. In ſeinem Gehöft mag der norddeutſche Bauer keine fremden Leute um ſich haben; er iſt ſein eigener Zimmermann, Schmied, Wagenbauer oder läßt dieſe Arbeiten von ſeinen Knechten beſorgen. Um ſo mehr hält er auf ſeine Leute; ſie ſind ihm ein Teil der Familie, und er kümmert ſich nicht nur um ihr leibliches, ſondern auch um ihr ſeeliſches Wohl. In der Kleidung bewahrt der Norddeutſche die alte Einfachheit. Der bunte Flitter, den wir ſo oft bei ſüd- und mitteldeutſchen Stämmen finden, iſt nicht nach ſeinem Sinn. Schon Berthold von Regensburg hebt in ſeinen Predigten ausdrücklich hervor, daß ſich die Sachſen von den Oberländern wie durch Sprache und Sitten ſo auch durch die Kleidung weſentlich unterſcheiden. Derſelbe Zug nach Einfachheit zeigt ſich in Norddeutſchland auch bei den Feſten. Jenen äußerlichen Prunk, den der Süddeutſche von den romaniſchen Völkern, namentlich bei kirchlichen Feſten, angenommen hat, kennt der Norddeutſche nicht. Ihm kommt es auf die Sache an, die Veranlaſſung zum Feſte gegeben hat, und dieſe erfaßt er mit der vollen Tiefe ſeines Gemütes; die äußere Form iſt ihm bloßes Beiwerk. Rein äußerliche, ſeinem realen Sinne widerſtrebende Handlungen, wie die Einſegnung des Hauſes durch den Geiſtlichen, hat er nie angenommen, und hieraus erklärt es ſich, daß die Prediger des Mittelalters immer und immer wieder die „Niederländer“ als ſündige Höllenkinder bezeichnen. Dieſelbe Tiefe des norddeutſchen Gemütes gerade in religiöſen Dingen lehrt auch die Tatſache, daß von dem Norddeutſchen der Karfreitag als heiligſter aller Tage in ſtiller Zurückgezogenheit und in der Kirche gefeiert wird, während er in dem katholiſchen Süden ein Werkeltag iſt wie die anderen Tage der Karwoche. Alle dieſe Züge, die ſich der Norddeutſche erhalten hat, gehören zum altgermaniſchen Charakter, der ſich demnach in Nordweſtdeutſchland am unverdorbenſten findet, wie ja dieſe Gegend auch am wenigſten von fremden Einflüſſen berührt worden iſt und ihre Bewohner ſich nicht mit fremden Völkern gemiſcht haben. Nur in ihren bäuerlichen Trachten, die ſich ſeit dem 17. Jahrhundert entwickelt haben, zeigen alle deutſchen Stämme die gleiche Farbenfreudigkeit (Taf. 1, Abb. 1, 2).

Wenn im vorhergehenden der Unterſchied deutſcher Sitte zwiſchen Nord und Süd angedeutet worden iſt, ſo betrifft dieſer faſt ausſchließlich die ländliche, bäuriſche Bevölkerung. Etwas anders ſieht es in den

Städten aus. Das enge Zusammenleben auf begrenztem Raume ist an und für sich dem Germanen fremd, ja er haßt es, wie sich Tacitus äußert. Der Verkehr mit den Römern und neue Lebensverhältnisse, neue Anschauungen haben die Anlage von Städten bedingt. Auch bei ihr hat die deutsche Volksseele ihr Wort gesprochen. Die ältesten Stadtanlagen waren Landstädte, wo der Bewohner zugleich Ackerbau trieb oder wenigstens in dem Garten, der sein Haus umgab, ein Stück Natur haben mußte. In manchen Gegenden finden wir solche Landstädte noch heute. In den Städten selbst wurde der Verkehr der Einwohner unter sich ein ganz anderer. Neue Beschäftigungen fanden Eingang, neue Lebensinteressen verdrängten die alten, und so mußten sich auch Sitte und Brauch den Verhältnissen anpassen; sie sind anders geworden, und neue sind neben den alten aufgetaucht, wenn auch diese das Vorbild zu jenen gegeben haben. Da nun aber in den Städten die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Süden ähnlich, ja fast gleich waren wie im Norden, so zeigt sich bei ihnen der Gegensatz zwischen Nord und Süd nicht in dem Maße wie auf dem flachen Lande.

Allen diesen Tatsachen ist im folgenden Rechnung zu tragen, wenn dargetan werden soll, wie die Volksseele trotz aller Wandlungen der Zeiten in Sitte und Brauch auch heute noch ihr altes Wesen erhalten hat. Was eine höhere Kultur nur einer Schicht der Bevölkerung gebracht hat, ist dabei aus dem Spiele gelassen. Das Leben und Treiben des Volkes aber soll ins Auge gefaßt werden: a) bei den Ereignissen, die dem Menschen als die wichtigsten im Leben erscheinen; b) im Alltagsleben und an den großen und kleinen Festtagen; c) bei seinen Beschäftigungen.

2. Geburt, Hochzeit, Tod.

Will man den Charakter des deutschen Volkes am besten kennenlernen, so muß man einen Blick in sein Familienleben werfen und muß es vor allem aufsuchen bei den Ereignissen, die die wichtigsten im menschlichen Leben sind, bei der Geburt des Kindes, der Hochzeit des Jünglings und der Jungfrau, dem Tode des Greises und der Greisin. Bei diesen Vorgängen entwickelt das Gemüt und die Phantasie des regsamen Volkes einen fast unerschöpflichen Reichtum, der in allen möglichen Sitten und Gebräuchen zum Ausdruck kommt. Bei der Geburt und der sich an diese knüpfenden Taufe tritt die treue Fürsorge des Familienvaters für Frau und Kind und seine Religiosität in den Vordergrund, bei der Hochzeit der echt deutsche Humor und die deutsche Sinnigkeit, bei dem

Tode die Tiefe des Gemütes und die heilige Scheu vor der rätſelhaften Macht, die in der menſchlichen Seele wohnt. Daneben zeigt ſich bei der einen wie der anderen Gelegenheit die deutſche Trink- und Eßluſt, der alle Geſetze vergangener Jahrhunderte nicht haben ſteuern können: eine Taufe ohne Taufſchmaus, eine Hochzeit, an der es in Eſſen und Trinken nicht hoch hergeht, ein Begräbnis ohne Leichentrunk und Leichenſchmaus ſind in allen deutſchen Gegenden faſt unmögliche Dinge.

Von der Herkunft der Kinder hat ſich in grauer Vorzeit die kindliche Phantaſie des Volkes mancherlei erdacht, was ſich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat. Die Seele iſt ſchon vor der Geburt des Kindes in der Welt. Sie weilt bald in Seen oder Teichen oder Brunnen, bald in Bäumen oder Bergen, wie in dem Untersberge in Salzburg. Von dort werden die Kinder herausgeholt, meiſt von der Hebamme, oder ſie bringt der Storch, der Schwan, die Elſter (Schweiz). Iſt dann der neue Weltbürger da, ſo herrſcht faſt allerorten lebhafte Freude, die bei der Geburt eines Knaben größer iſt als bei der eines Mädchens, weil der Vater im Knaben die Fortpflanzung ſeines Geſchlechtes und damit ſeiner perſönlichen Eigenart, auf die der Deutſche ſo viel Wert legt, geſichert ſieht. Vielfach verbreitet iſt die ſchöne, den deutſchen Familienſinn mit dem deutſchen Naturſinn verknüpfende Sitte, daß der Vater in der Geburtsſtunde des Kindes ein Bäumchen ſetzt, an das gewiſſermaßen das Leben des Kindes geknüpft iſt. Im Aargau z. B. iſt dieſer Brauch allgemein; man meint dort, der Neugeborene gedeihe oder verkümmere gleich dieſem Bäumchen. Wie ferner bei unſeren Vorfahren das Kind erſt dann rechtliche Anerkennung fand, wenn es der Vater aufgehoben hatte, ſo legt man noch heute in mehreren Gegenden das Kind unter den Ofen; hier hebt es der Vater auf, und erſt nach der Aufhebung erhält es das erſte Bad. In dieſes wird ein Roſenkranz getan, damit das Neugeborene fromm werde, oder auch, dem zweckdienlichen Sinne des Deutſchen entſprechend, ein Geldſtück, damit es dem Kinde im Leben nie an Geld fehle; dem Mädchen aber wird zugleich eine Spule mit hineingelegt, damit es eine fleißige Spinnerin werde. Mit dem Waſſer des erſten Bades wird zuweilen auch ein Fruchtbaum begoſſen, der dann, geradeſo wie andernorts das jung gepflanzte Bäumchen, der Lebensbaum des Kindes wird. An verſchiedenen Orten herrſcht auch noch die früher allgemein verbreitete Sitte, das neugeborene Kind auf die Erde zu legen, damit ihm dadurch Lebenskraft und Geſundheit zugeführt werde.

In den ersten Stunden seines Lebens muß das Kind ganz besonders gehütet werden; es ist noch nicht getauft und steht deshalb nach der Auffassung des abergläubischen Volkes in der Gewalt der bösen Geister. Um es aus deren Macht zu erretten, nimmt man so schnell wie möglich die Taufe vor. Erst in jüngster Zeit, und zwar hauptsächlich im protestantischen Norden Deutschlands, ist es Sitte geworden, diese um Wochen hinauszuschieben; früher, und in vielen Gegenden noch heute, muß sie innerhalb der ersten drei Tage vollzogen sein. Da gilt es für den Hausvater, die Paten oder, wie sie in Oberdeutschland heißen, die Götten zu laden. Im allgemeinen macht sich der junge Vater selbst zu diesen auf. Nur hier und da tritt eine Mittelsperson für ihn ein, ähnlich dem Hochzeitsbitter, die dann in wohlgewählten Versen ihr Anliegen vorbringt. Aber auch wenn der Vater des Kindes selbst kommt, muß eine bestimmte Formel der Bitte angewendet werden, die der altgermanischen Aufforderung zum Rechtsgange nachgebildet zu sein scheint. Sie ist in den einzelnen Gegenden verschieden, hat aber allerorten etwas Getragenes, Feierliches.

In ähnlich feierlicher Weise, wie der Kindtaufsvater sie ausspricht, pflegt der Pate die Aufforderung dankend anzunehmen. In alter Zeit forderte die Kirche nur einen Paten, allein bei unserem Volke beträgt die Zahl schon zeitig in der Regel drei, denn diese Zahl war den Deutschen heilig. Meist sind die Paten Verwandte. In manchen Gegenden ist es Sitte, daß eine Familie bei allen Kindern dieselben Paten nimmt. Nur wenn einer von diesen gestorben ist, tritt ein anderer an seine Stelle. Unter den Paten muß an vielen Orten auf alle Fälle ein männlicher sein, da man lauter Paten weiblichen Geschlechtes nur unehelichen Kindern zu geben pflegt. Wie sich schon hierin eine Brandmarkung außerehelichen Umganges zeigt, so ist dies noch mehr der Fall in der badischen Sitte, bei einem unehelichen Kinde den Büttel Pate stehen und die Taufe an einem Werktage vornehmen zu lassen.

Zwischen den Eltern des Täuflings und den Paten einerseits und diesen und dem Täuflinge anderseits tritt das engste und schönste Verhältnis ein, wie wir es in gleicher Weise bei keinem anderen Volke finden. Die altgermanische Sitte, das Kind dem Bruder der Mutter oder einem treuen Freunde des Vaters zur Erziehung und Pflege zu geben (vgl. S. 3), lebt in dem Verhältnisse zwischen Paten und Patenkinde fort. Die engen Bande der Sippschaft, die schon im germanischen Altertum leibliche wie geistige waren, haben sich hier in christlicher Form erhalten.

Auch die Wöchnerin liegt den Paten beſonders am Herzen. Sie erkundigen ſich wiederholt nach ihrem Befinden, machen ihr einen feierlichen Beſuch, bringen ihr dabei Spenden und ſchicken ihr die Wochenſuppe. Dem Kinde legen ſie Gaben in die Wiege oder unter das Kopfkiſſen, in der Regel Münzen. Dieſe Geſchenke ſchätzt man ſehr. Der Täufling trägt ſolchen Taufpfennig als Schutz vor böſen Mächten am Hals oder auf der Bruſt; er ſoll ihm auch ein Zeichen ſeines Verbleibens in Chriſto ſein. Vielenorts erhält das Kind den Namen eines Paten, denn mit dem Namen, glaubt man, gehen zugleich die Eigenſchaften der Perſon, die ihn bisher getragen hat, auf den Täufling über. Daher legt man auf Ruf und Sinnesart der Paten hohen Wert. Von nun an ſorgen die Paten für das Kind, faſt treuer als die Eltern: ſie beobachten all ſein Tun und Treiben, bringen ihm öfters Geſchenke, wenigſtens zweimal in der Jugend neue Kleidung, begleiten es beim erſten Gange nach, beim letzten aus der Schule, genießen mit ihm das heilige Abendmahl, und erleben ſie die Hochzeit ihres Patenkindes, ſo nehmen ſie bei dieſer den Ehrenplatz ein und tanzen auch mit Braut oder Bräutigam den Ehrentanz. Stirbt das Patenkind, ſo tragen in verſchiedenen Gegenden die Paten den Sarg. Auf der anderen Seite unterläßt es die erwachſene Jungfrau, wenn einer ihrer Paten geſtorben iſt, an ihrem Ehren- und Freudentage, dem Hochzeitstage, nicht, hinauszuwallen zum Grabe des Paten und in ſtillem Gebete ſich zu ſammeln. Die deutſche Treue offenbart ſich in dieſem Verhältnis zwiſchen Paten und Patenkind in ſchönſter Entfaltung.

Wie in der Auffaſſung vom Amte der Paten zeigt ſich auch noch in einem anderen, vielfach verbreiteten Brauche bei der Taufe ein Gemiſch von altheidniſch-germaniſchem und chriſtlichem Geiſte. Man hüllt das Kind zum Zeichen ſeiner Unſchuld in ein weißes Gewand, glaubt aber zugleich, daß es gerade an dieſem Tage böſen Geiſtern beſonders zugänglich ſei. Daher pflegt man beim Taufgange zu ſchießen, um die Geiſter zu vertreiben, und bringt an der Wiege allerlei Schutzmittel, z. B. ein Kreuz, ein Heiligenbild, den Drudenfuß und anderes, an, durch die den Dämonen der Zugang verſagt wird, wie auch vor dem Taufgange zu demſelben Zwecke jederzeit eine Perſon bei dem Kinde bleiben und ein Licht oder Feuer in ſeiner Nähe brennen muß. Ein echt germaniſcher Zug begegnet auch im Taufſchmauſe, der nirgends fehlen darf. Er findet bald im Elternhauſe ſtatt und wird dann meiſt von den Eltern gegeben, zuweilen aber auch im Wirtshauſe, wo dann vielenorts die Paten die Koſten des Mahles beſtreiten.

In der Erziehung seiner Kinder zeigt der Deutsche einen ausgeprägt praktischen Sinn. Wohl flicht schon um das Kind in der Wiege die Poesie der Wiegenlieder ihre Kränze, und wenn es dann hinaus in die freie Natur geht, in Wald und Feld, da erwacht in der kindlichen Brust die Sehnsucht nach Lied und Gesang. Auch im kindlichen Spiele mit den Jugendgenossen sehen wir sie hervortreten, und besonders zu Zeiten und an Tagen, wo heiterer Scherz und Fröhlichkeit die Alltagsarbeit durchbricht. Sonst wird das Kind zu ernster Arbeit für das Leben erzogen. „Müßiggang ist aller Laster Anfang", dies Sprichwort prägt fast allerorten der Vater seinen Kindern von Jugend an ein. Was sie zu tun haben, weiß man aus seiner eigenen Jugend: der Sohn hat dem Vater bei seinen Arbeiten beizustehen und lebt sich dadurch von selbst in den Beruf des Vaters ein, den er später einmal ergreift, während das Mädchen schon frühzeitig von der Mutter zu allen häuslichen Arbeiten angehalten und dadurch an Ordnung, Sparsamkeit, Reinlichkeit gewöhnt wird. Daneben werden die Kinder zu ungeheuchelter Frömmigkeit und Wahrheitsliebe erzogen, worin sie in den Eltern das beste Vorbild haben. Kirchenbesuch, Tischgebete und Hausandachten haben seit dem frühen Mittelalter zum täglichen Brot der Deutschen gehört. Solange ausschließlich das deutsche Haus die Erziehung der Kinder übernommen hat, und wo es dies noch tut, da wachsen deutsche Männer und deutsche Hausfrauen heran, die einen offenen Blick für das praktische Leben haben, die eingreifen, wo es einzugreifen gilt. Schillers Tell oder der Schulze in Immermanns „Münchhausen" sind Bilder solch echt praktischer deutscher Familienväter, die bei all ihrem Tun Herz und Hand auf der richtigen Stelle haben.

Im Verhältnis der Geschlechter ist eine ideale Liebe, wie sie die Literatur unserer Zeit öfter darstellt, dem germanischen Geiste ebenso fremd, wie es jene Liebeständeleien mit verheirateten Frauen sind, die die mittelhochdeutschen Lyriker unter dem Einflusse romanischer Sitte in ihren Gedichten zum Ausdruck bringen. Der Germane kennt nur die gesunde Geschlechtsliebe, und auch in der Ehe ist es von Haus aus keine schwärmerische Gemütsneigung gewesen, die Mann und Frau zusammengehalten hat, sondern die Achtung vor der Frau und vor allem die Treue, das Festhalten an dem Worte, das der Jüngling dem Mädchen bei der Verlobung gegeben hat. Als dann das christliche Sittengesetz kam und eine neue Liebe predigte, die Liebe der Entsagung und der völligen Hingabe des einen an den anderen, da gingen germanischer Geist und

chriſtliche Sittenlehre jenen Bund ein, der bis auf den heutigen Tag im allgemeinen die Grundlage der deutſchen Ehe bildet: die Frau iſt die Gefährtin des Mannes, die ihm in allen Lebenslagen, in Freud' und Leid treu zur Seite ſteht, der aber auch der Gatte auf alle mögliche Weiſe die Laſt des Lebens zu erleichtern ſucht. Jeder der beiden Gatten hält das im Verlöbnis gegebene Wort. Beſonders ſind es die Bewohner der kleineren Städte und die Bauern, die treu dieſen alten Geiſt in der Ehe ſchirmen, während in größeren Städten vielfach ein Zug von Lüſternheit eingezogen iſt, der ſonſt der deutſchen Ehe fremd war. Dieſer Zug hat bei den Bauern nur wenig Eingang gefunden: ſo ſittenlos hier auch oft das Leben in der Jugend iſt, Ehebruch finden wir auf dem Lande ſelten.

Cäſar ſowohl als Tacitus ſind des Lobes voll von der Keuſchheit der germaniſchen Jugend. „Je länger man unverheiratet bleibt, deſto rühmlicher iſt es. Dadurch wird man nach ihrer Meinung groß, ſtark und eiſennervig. Umgang mit Weibern vor dem zwanzigſten Jahre iſt die größte Schande", ſagt jener, und ähnlich berichtet Tacitus. Auch im Mittelalter bis in die Neuzeit iſt jungfräuliche Reinheit immer die Forderung deutſcher Sitte geweſen. Strengſte Beſtrafung, kirchliche wie bürgerliche, wurde der Gefallenen zuteil. Die Dithmarſchen begruben dieſe lebendig im Sumpfe, und noch heute wird in den brandenburgiſchen Spinnſtuben kein gefallenes Mädchen zugelaſſen. Vielfach freilich ſieht es in dieſer Beziehung jetzt anders aus. Schon zeitig fangen bei der ländlichen Bevölkerung im Norden wie im Süden die jungen Burſchen zu „gaſſeln Gehen" und zu „Fenſterln" an, d. h. bei nächtlicher Weile die jungen Mädchen zu beſuchen. Die Alten haben es nicht anders getan und drücken daher ein Auge zu. Auf dem Tanzboden werden meiſt die Bekanntſchaften angeknüpft. Daher eiferten in verfloſſenen Jahrhunderten geiſtliche wie weltliche Verordnungen immer wieder gegen die „Tanzwut" der Bauern. Vielfach ſind auch die Spinn- oder Rocken- oder Kunkelſtuben, in den Alpenländern auch Heimgarten genannt, zu Stätten der Unſittlichkeit geworden, jene uralten germaniſchen Einrichtungen, die ſchon den alten Römern auffielen. Einſt beſtanden ſie überall, wo deutſche Geſelligkeit und Freude an der Arbeit herrſchten, heute ſind ſie ſchon in vielen Gegenden geſchwunden. Hier kommen Mädchen und Burſchen zuſammen. Erſt ſind die Mädchen allein; ſie haben eine Spule abzuſpinnen. Dann aber erſcheinen die Burſchen, und nun beginnen alle möglichen Neckereien, die nicht ſelten in Zoten ausarten. Zuweilen werden Märchen und Sagen

erzählt oder gemeinsam Volkslieder gesungen. Gesellschaftsspiele, bei denen der Kuß die Hauptsache ist, und Tänze pflegen den Abend zu beenden, worauf der Bursche sein Mädchen nach Hause bringt. Diese Spinnabende finden an gewissen Tagen (Dienstag, Donnerstag, Sonnabend) der Woche statt und werden abwechselnd in den einzelnen Familien abgehalten.

Spinnstube und Fensterln hängen aufs engste zusammen. Dem Liebhaber, der dem Mädchen den Spinnrocken zur und von der Rockenstube tragen darf, ist in der Regel auch der nächtliche Besuch gestattet. Daher heißt in der Schweiz sowohl dieser wie der Besuch in der Spinnstube der Kilt, d. h. Besuch zur Nachtzeit. Ursprünglich sind diese nächtlichen Besuche wie die Spinnstubenbesuche ganz harmloser Natur gewesen; noch im 19. Jahrhundert verteidigte sich in der Schweiz das Volk mit Entschiedenheit gegen die Angriffe der Geistlichen und Lehrer, die diesem alten Brauch den Krieg erklärt hatten. „Die Herren verstehen das nicht; sie halten den Kiltgang nur deshalb für böse, weil sie nicht imstande wären, auf ehrliche Weise bei einem Mädchen zu weilen", entgegnet es den Tadlern. Und auch heute noch sieht man in verschiedenen Gegenden darauf, daß in den Spinnstuben Zucht und Ordnung herrscht. Allein bei den meisten haben sich im Laufe der Zeit arge Mißbräuche eingestellt, und wie die Unsittlichkeit auf dem flachen Lande überhaupt, so ist sie auch in den Spinnstuben eingezogen. Die unehelichen Geburten haben sich gerade auf dem Lande in den letzten Zeiten in erschrecklicher Weise gemehrt, und alles Eifern der Geistlichkeit hat dieser Sittenlosigkeit keine Schranken zu setzen vermocht. Zur Ehre unseres Volkes muß jedoch hervorgehoben werden, daß in den meisten Fällen der Vater des Kindes die Mutter heiratet, und daß er während der Ehe selbst dieser die Treue wahrt. Haben sich doch meist Jüngling und Mädchen schon das Versprechen der Ehe gegeben, bevor dieses ihrem Freier den heimlichen Besuch gestattet. Und das Mädchen verlassen, zumal wenn man es zu Falle gebracht hat, gilt in ganz Deutschland als Schlechtigkeit, und überall geht die deutsche Gerechtigkeitsliebe und der Sinn für deutsche Treue mit dem Manne, der dies getan hat, streng ins Gericht, wie anderseits auch das untreue Mädchen an den Pranger gestellt wird. Wenn wir heute die Sittlichkeitsverhältnisse der Deutschen mit denen unserer westlichen Nachbarn, der Franzosen, vergleichen, so stellt sich als ziemlich schroffer Gegensatz heraus, daß wir in unserem Volke wohl häufig jugendliche Verirrungen finden, während nach

der Verheiratung die eheliche Treue bewahrt wird, daß dagegen bei den Franzoſen jugendliche Sünden verhältnismäßig ſeltener ſind, während bei ihnen der Ehebruch ungleich häufiger iſt als bei den Deutſchen.

Und doch weht uns auch aus der heutigen deutſchen Sitte noch häufig die Luft der altgermaniſchen Reinheit und Keuſchheit entgegen. Jener fremde Zug der Unkeuſchheit mag in unſerem Lande zur Herrſchaft gelangt ſein, als der alte freie Bauernſtand aufgehört und der Unfreie zugleich mit der Freiheit den Adel der Natur eingebüßt hatte. In den Städten, wohin ſich damals ein guter Teil der früheren ländlichen Bevölkerung zurückgezogen hat, iſt jenem Zug der Zugang faſt überall verwehrt worden. Noch bis in unſere Tage herrſcht hier auch unter der Jugend die alte Sittenreinheit, und erſt neuerdings iſt ein fremder Geiſt eingezogen, der ſich namentlich in den Großſtädten zum Nachteile unſeres Volkes immer mehr ausgebreitet hat.

Wie in altgermaniſcher Zeit iſt auch heute noch in allen, namentlich den ländlichen Gegenden Deutſchlands die Eheſchließung in den bei weitem meiſten Fällen weniger eine Herzensangelegenheit als eine Geſchäftsſache. Lebt der Vater des Freiers noch, ſo muß er zur Werbung des Sohnes ebenſo ſeine Einwilligung geben wie die Eltern der Braut. Bis in die Neuzeit hatten die Eltern das Recht, ihre Kinder zu enterben, wenn dieſe auf einer Schließung der Ehe ohne ihre Zuſtimmung beſtanden, und nach ſächſiſchem Rechte wurden heimliche Verlöbniſſe beſtraft. Dieſe altpatriarchaliſchen Zuſtände, die von anderen Völkern als Beeinträchtigung der perſönlichen Freiheit angeſehen werden, hält der Deutſche in ſeiner Hochachtung vor den Eltern für ſelbſtverſtändlich. Sind dann Vater und Sohn über die Wahl einig, ſo erkundigt man ſich genau nach dem Vermögen des Mädchens, wie auch dieſes nicht jedem Beliebigen Hand und Kuß gewährt. Bei der Werbung, die der Verlobung vorangeht, haben ſich bis heute noch viele alte Bräuche erhalten, die auch nicht außer acht gelaſſen werden, wenn ſich Jüngling und Mädchen längſt kennen. Nicht ſelten tritt eine Mittelsperſon, meiſt ein Freund des Vaters oder naher Verwandter, auf und bringt die Werbung an. Alsdann wird genau feſtgeſetzt, was das Mädchen, was der Mann mitbekommen ſoll. Iſt man darüber einig, ſo geht der Freier in das Haus der Braut und zahlt — ein Reſt des alten Brautkaufes — das „Drangeld“, eine Summe Geldes, die z. B. in Oberbayern je nach dem Vermögen zwiſchen 3 und 10 Talern ſchwankt. Iſt ſo die Verlobung richtig gemacht, ſo bereitet die Braut ein Eſſen, das in den einzelnen

Gegenden verschieden ist. Dies genießen die Neuverlobten gemeinsam, und nun gehören sie nach alter Sitte zusammen.

Das Hochzeitsfest ist für den Deutschen der Höhepunkt im menschlichen Leben, der Ehrentag für Braut und Bräutigam. An ihm offenbart sich deutscher Humor und deutsches Gemüt auf die schönste Weise. Es sind Tage ausgelassener Fröhlichkeit, an der Anteil nehmen soll, wer in irgendeinem Verhältnisse zu den Verlobten oder ihren Eltern steht. „Hochzeit" nennt heute unser Volk diesen Festtag, er ist ihm eine „hôhgezît", wie man im Mittelalter die höchsten Feste, besonders die hohen kirchlichen, nannte, und dementsprechend feiert man ihn. Aber auch an diesen Tagen ausgelassenster Freude begegnen wir manchem ernsten, schönen Zug, der von dem tiefen Gemüte und vor allem von der Pietät unseres Volkes gegen die Verstorbenen ein beredtes Zeugnis ablegt.

Wie in alter Zeit finden auch heute noch in vielen ländlichen Gegenden Deutschlands die Hochzeiten im Spätherbst oder Winter statt. Das ist die Zeit, wo die Jahresarbeit zu ruhen pflegt und die Ernte, die Frucht der sauern Arbeit, hereingebracht ist. Alter Glaube lehrt das Volk, daß bei einem wichtigen Schritte im menschlichen Leben auch die Gestirne, vor allem der Mond, von Bedeutung sind: nur bei zunehmendem Monde oder Vollmond darf die Hochzeit gefeiert werden. Selbst auf den Tag der Woche wird noch gewissenhaft geachtet; nicht alle sind zu diesem Feste geeignet, sondern nur die Glückstage. Verschmäht vor allem ist der Mittwoch. In ganz wenigen Gegenden germanischen Gebietes gehört dieser Tag zu den Hochzeitstagen. Auch Montag und Freitag sind vielenorts ausgeschlossen, während anderwärts, besonders in Norddeutschland, der Freitag ein beliebter Hochzeitstag ist. Dagegen sind die Tage, an denen die Ehe mit Vorliebe geschlossen wird, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Namentlich ist es der Dienstag, an dem in vielen Gegenden Deutschlands, im Norden wie im Süden, festgehalten wird. Auch auf die Witterung am Hochzeitstage wird genau geachtet: sie sagt dem jungen Paare, wie es einst in der Ehe aussehen wird. Deutscher Naturssinn und deutscher Aberglaube gehen hier Hand in Hand. Sonnenschein kündet heitere Tage an, Wind dagegen deutet meist auf Unfrieden in der Ehe. In einigen Gegenden Deutschlands wird auch der Regen als Unglücksbote angesehen, während er in anderen Glück, namentlich Reichtum vorausssagt. „Regen in den Brautkranz ist blinkend Gold."

Die Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit war früher oft sehr kurz. Es ist zugleich die „Verkündzeit", in der der Geistliche die Verlobten

in der Kirche dreimal aufbieten muß, um zu prüfen, ob in der Gemeinde ſich ein Widerſpruch gegen die Vermählung erhebe. Iſt der Tag der Hochzeit feſtgeſetzt, ſo tritt der Hochzeitsbitter oder Hochzeitslader ſein Amt an. Er iſt während der ganzen Feſttage die Hauptperſon, der Redner, die luſtige Geſtalt, die für Scherz und Spaß zu ſorgen hat. Von ſeiner Wahl hängt das Gelingen des Feſtes ab. Nur Perſonen mit Gemüt und Phantaſie, mit erfriſchendem, geſundkräftigem Humor und etwas dichteriſchem Talente eignen ſich zu dieſem Amt. In feierlichem Anzuge, den Stab oder Hochzeitsſpieß in der Hand, das Knopfloch oder den Hut mit Rosmarin geſchmückt, oft mit bunten Bändern und Goldborten geziert, macht er ſich auf, um zunächſt die Hochzeitsgäſte zum Feſte zu laden. Hier und da erſcheint er ſtattlich zu Roß. Nach alter Sitte darf dieſe Einladung nicht in trockenen Worten beſtehen, ſie muß Schwung haben und iſt deshalb vielenorts poetiſch. Wie ganz anders klingt eine ſolche alte Ladung, wie ſie noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts der „Ummebidders“ in Klein-Schöppenſtedt im Braunſchweigiſchen vorbrachte, im Vergleich zu den nüchternen Einladungen der Gegenwart, die jetzt allmählich die Herrſchaft gewinnen:

Lieben Leute, ich komme zu euch geritten,
Um euch alle einzuladen und zu bitten,
Keinen von den Hausleuten ausgenommen,
Freitag Morgen zu N. N. zur Hochzeit zu kommen.
Kommt aber nicht mit vollem Magen,
Denn ſie werden tüchtig auftragen.
Bräutigam und Braut tut die Myrte zieren,
Mit Trompetenklang wollen zum Altar wir ſie führen.
Und kommen wir zur Kirche heraus,
Dann gibt es einen großen Schmaus,
Dann wird getrunken und kuranzt
Und die ganze Nacht hindurch getanzt.
Am andern Tag mit heiterm Sinn
Geht's wieder zum Hochzeitshauſe hin,
Da tanzen und ſchmauſen wir wieder ſo
Wie am vorigen Tage froh.
Am Sonntag wird der Brautſchmuck wieder angelegt
Und im Hochzeitszuge zur Kirche ſich bewegt.
Und iſt die Kirche wieder aus,
Geht's wiederum ins Hochzeitshaus.
Nach dem Schmauſe tanzen wir weiter
Nach der Muſik ganz luſtig und heiter.
Am Montag wird an nichts gedacht,
Denn der wird völlig blau gemacht.

Am Dienstag ſind wir luſtig und wohl,
Es ſchmeckt dann vortrefflich der ſaure Kohl.
Darauf an dem lieben Mittwoch
Sind wir wieder vergnügt, doch
Wenn dann Küche und Keller noch etwas vermag,
Feiern wir auch noch den Donnerstag.
Dann aber iſt die Hochzeit aus,
Und jeder geht wieder in ſein Haus.

Zuweilen, beſonders bei dem fränkiſchen Stamme, findet noch heute die Ladung mehrmals ſtatt: es iſt dies ein Überbleibſel der altfränkiſchen Ladung zum Gericht, die wenigſtens dreimal geſchehen mußte. In Oberbayern und in mehreren Gegenden Öſterreichs wird ſogar die Braut durch den Hochzeitsbitter zur Hochzeit geladen. Sie verſteckt ſich im Hauſe und muß geſucht werden. Anfangs ſträubt ſie ſich, die Einladung anzunehmen; nachdem ſie aber die Zuſage gegeben hat, wird der Bote freundlichſt bewirtet, wie überhaupt eine Bewirtung auch bei den anderen ſtattfindet, die geladen worden ſind: das iſt der gaſtfreundliche Sinn des Deutſchen in einer altertümlichen Form.

In der Regel einige Tage — meiſt am Sonnabend — vor der Hochzeit, in Norddeutſchland auch vielfach erſt nach der Trauung, wird die Ausſtattung der Braut in feierlichem Zuge in das neue Heim geführt. Das iſt der Kammerwagen oder das Brautfuder in Öſterreich, der Fedelwagen in Oberbayern, das Primißführen im Innviertel, der Käſtewagen im Braunſchweigiſchen. Der ganze Zug iſt feierlichſt ausgeſtattet. Kutſchen und Roſſe ſind mit bunten Bändern und Rosmarinſträußen geſchmückt. Meiſt geht die Braut neben dem Prunkwagen her; nur hier und da ſitzt ſie auf ihm. Auf dem Wagen ſelbſt befindet ſich alles, deſſen die junge Frau in ihrer neuen Wirtſchaft bedarf: Schränke, Betten, Tiſche uſw. Auch Salz und Brot darf nicht fehlen. Obenauf iſt der Spinnrocken, und faſt nirgends wird die Wiege vergeſſen. Hinter dem Wagen folgt, namentlich in Oberdeutſchland, eine ſtattliche Kuh, öfter mit Kalb. In Thüringen folgt überhaupt alles Vieh, das die Braut von Hauſe mitbekommt. Auch dieſes iſt mit Bändern geſchmückt. Wo der Zug vorüberfährt, wird er feierlichſt begrüßt, und geht es am Wirtshaus vorbei, dann tritt der Wirt heraus und reicht der Braut den Krug. In mehreren Gegenden wird ſchon bei dieſer Gelegenheit von den jungen Burſchen geſchoſſen, wodurch die der Ehe Unheil drohenden Geiſter vertrieben werden ſollen. Eine alte germaniſche Sitte iſt das alemanniſche Vorſpannen. Von der Jugend des

Dorfes, nach dem die Braut fährt, wird der Brautwagen durch eine vorgeſpannte Kette gehemmt und der Bräutigam mit einem Vorſpruch und einem langen humoriſtiſchen Gedichte aufgefordert, ſich zu löſen. Während ſich hier der Bräutigam mit auf dem Brautwagen befindet, weilt er in den meiſten anderen Gegenden Deutſchlands im neuen Heim, empfängt hier die Braut vor dem Hauſe und bietet ihr den Willkommentrunk. In anderen Gegenden begrüßt die Mutter des jungen Mannes die neue Wirtin und führt ſie in das neue Heim. Bei dieſem Empfange pflegt auch ihrerſeits die Braut ihrem Verlobten ein ſelbſtgeſponnenes Hemd zu überreichen.

Die eigentlichen Feſttage beginnen mit dem Polterabend, dem Tage vor der Hochzeit. Schon an dieſem herrſcht ausgelaſſene Freude; weitverbreitet iſt das Zerſchlagen tönerner und gläſerner Gefäße. Der Brauch galt urſprünglich Witwen, die ſich wieder verheirateten, und hat ſich erſt ſpäter verallgemeinert. Schön iſt die Sitte, daß an dieſem Tage nochmals die Geſpielinnen der Braut mit dieſer, die jungen Burſchen mit dem Bräutigam zuſammen ſind. Am Abend vereinen ſich dann beide Geſchlechter, oft zu Tanz und Schmaus. Das ſind dieſelben Perſonen, die am Hochzeitstage die Begleiter von Braut und Bräutigam ſind, die Brautjungfern und die Brautführer.

Nur ſelten begnügt man ſich auch heute noch bei einer echten Bauernhochzeit mit einem Tag der Feier. Oft ſind es deren drei bis vier, hier und da wird ſogar die ganze Woche gefeiert. Dieſe Ausdehnung des Feſtes hat in altgermaniſchen Verhältniſſen ihre Wurzel. In alter Zeit waren die Gäſte oft weit hergekommen; ein einziger Tag der Feier hätte die Mühe ihrer Fahrt nicht gelohnt. In uralte, beſchränkte Verhältniſſe führt uns auch der Brauch zurück, daß in manchen Gegenden die Gäſte Meſſer und Gabel zu dem Feſtmahle mitbringen: wie noch heute in Norwegen der Bauer ſein Meſſer immer an der Seite bei ſich trägt und den Wirt nie um ein ſolches bittet, ſo iſt es früher auch in Deutſchland geweſen.

Im Mittelpunkt aller der mannigfachen Sitten und alten Bräuche, die wir im deutſchen Volke noch heute am Hochzeitstage beobachten können, ſtehen zwei, die bis auf die älteſte Zeit zurückgehen und in den Rechtsauffaſſungen und dem Frohſinn unſeres Volkes wurzeln: die Übergabe der Braut, woran ſich unter kirchlichem Einfluſſe die Trauung geknüpft hat, und das Feſtmahl. Jene findet, wie auch im Mittelalter, im Hauſe der Braut, dieſes und das ganze eigentliche Feſt im allgemeinen in dem des Bräutigams ſtatt. Daß die Hochzeit im Hauſe der Braut

oder gar am dritten Orte gefeiert wird, davon will unſer deutſcher Bauer, der auch hierin wie in anderen Punkten zäher am alten hängt als der Städter, in den meiſten Gegenden nichts wiſſen.

Iſt der Hochzeitstag angebrochen, ſo rüſtet ſich alles in der Gemeinde. Braut und Bräutigam legen die Hochzeitstracht an, die nur für dieſen Tag beſtimmt iſt, nach ihm in die Truhe kommt und das ganze Leben hindurch zur Erinnerung an den freudenreichſten Tag aufbewahrt wird. In frommer Einfalt geht die Tiroler Braut ſchon vor Sonnenaufgang hinaus in die Natur, um unter Gottes freiem Himmel zu beten: das bringt Glück in die Ehe. Im Hauſe des Bräutigams wird es bald rege; hier ſammeln ſich die Hochzeitsgäſte, die freilich nicht alle an der ganzen Handlung, ſondern nur am Mahl und an den Beluſtigungen teilnehmen. Mit Schmauſen beginnt die Feier: es wird die Morgen- oder Brautſuppe eingenommen, ein Voreſſen, das in den einzelnen Gegenden ſchon aus beſtimmten Gerichten beſteht. Dann holt der Bräutigam, meiſt begleitet von den Brautführern, die Braut ab. In verſchiedenen Gegenden, beſonders in den katholiſchen Ländern Oberdeutſchlands, erbittet er ſich den Segen des Vaters, bevor er dieſen wichtigen Schritt tut. Im Hauſe der Braut wird noch mehrfach zum zweitenmal in aller Förmlichkeit um dieſe geworben. Auch die Braut verläßt das elterliche Haus nicht, ohne ihren Angehörigen, vor allem den Eltern, nochmals herzlich für alle Liebe und Treue zu danken und den Segen der letzteren zu erbitten. In Schwaben nehmen ſie die Eltern mit hinaus und führen ſie zum Weihbronnen, wo ihr der Segen erteilt wird. Nur wenige Worte ſpricht dann der Vater noch zum Bräutigam, aber dieſe ſind inniger als lange feierliche Reden: „Johannes, dâ hoſt me Annele, verlaß ſie itt.“ Liegen aber Vater oder Mutter draußen auf dem Kirchhof, da weiht ihnen die Tochter noch Augenblicke treuer Minne, nachdem ſie ſchon am Sonntag vorher auf dem Grabe ihrer Lieben gebetet und damit ein Zeichen deutſcher Treue und Pietät gegeben hat.

Von dem Hauſe der Braut geht der Zug entweder zum Heim des Bräutigams zurück oder ſofort nach der Kirche. Iſt das Mädchen aus einem anderen Dorfe, ſo wird im Eifelgebiete, in Mähren und anderwärts den nach der Kirche Ziehenden ein Band oder ein Strick, wie in Baden dem Brautwagen, vorgehalten; der Bräutigam muß dann ſeine Braut durch ein Geſchenk löſen. Vor und nach dem Kirchgang ertönen auch jetzt faſt überall Piſtolenſchüſſe, welche die böſen Geiſter

vertreiben ſollen. In Fränkiſch-Henneberg findet ſich die ſchöne, dem deutſchen Naturſinn entſprechende Sitte, daß der Weg zur Kirche mit Tannenbäumen beſetzt iſt, wie auch im Gebiete des Thüringer Waldes und Erzgebirges vielfach Tannen vor dem Hochzeitshauſe angebracht werden. Während der Trauung ſelbſt überwiegt der Aberglaube faſt das religiöſe Intereſſe. Man achtet genau darauf, daß kein Raum zwiſchen Braut und Bräutigam entſtehe, wenn beide vor dem Altar knien, denn ſonſt zwängt ſich der Teufel dazwiſchen; verliert eines den Ring, ſo ſtirbt es bald; wer die Hand während der Trauung oben hat, oder wer den anderen nach der heiligen Handlung zuerſt auf den Fuß tritt, bekommt die Oberhand in der Ehe. Eine wichtige Rolle ſpielt in verſchiedenen Gegenden Norddeutſchlands, beſonders in Mecklenburg und den Marken, das Erb- oder Brautſchloß. Wenn ein neidiſcher Feind dieſes während des kirchlichen Segens dreimal auf- und zuſchließt, ſo bleibt die Ehe kinderlos. Alles wird aufgeboten, um dies zu verhindern, und unter Tränen haben junge Frauen ſich von ihrem Gatten ferngehalten, weil ſie in dem Wahne lebten, daß ſie durch den Zauber jenes Erbſchloſſes nie Mutter werden könnten. Überall dieſer altgermaniſche myſtiſche Zug: je höher das Feſt, deſto größer der Anteil unſichtbarer Mächte, deſto feſter und ausgebreiteter der Aberglaube.

Auch zwiſchen der Trauung und dem Mahle haben ſich alte Gebräuche erhalten, die zum Teil bis in die älteſte Vorzeit reichen. Das altdeutſche Wort „Brautlauf“ für Hochzeit ſcheint auf eine Zeit hinzuweiſen, wo der Mann die Frau gewaltſam entführte. Schon Jahrtauſende iſt dieſe alte Sitte abgeſchafft, aber in der ſinnbildlichen Handlung lebt ſie in verſchiedenen Gegenden noch heute fort: nach dem Kirchgange pflegt die Braut eilenden Fußes zu entweichen, und der Bräutigam muß ihr nachlaufen. In anderen Gebieten, wie in Oberbayern, ſind es die Burſchen, die den Wettlauf veranſtalten; der Sieger erhält von der Braut, für die er gewiſſermaßen eingetreten iſt, ein Gebäck als Preis. An dieſen alten Brauch ſchließt ſich in altſächſiſchem Gebiet ein zweiter, ebenſo ernſter wie ſchöner: hat der Bräutigam ſeine Braut gefangen, ſo trägt er ſie in ſeinen Armen zur großen Diele des Hauſes und wandelt mit ihr dreimal um Herd und Keſſelhaken, damit ſie die neue Heimat liebgewinne. Dies Umgehen des Herdes, des heiligſten Ortes des Hauſes, iſt ein Zug, der ſich namentlich bei dem ſächſiſchen und frieſiſchen Stamme zeigt. Führt der Bräutigam ſein junges Weib nicht an den Herd, ſo tut es ſeine Mutter, die im Saterlande (Oldenburg)

vor der Tür des Hauſes die aus der Kirche heimkehrende Braut empfängt, ſie an der Hand um den Herd führt und ihr einen hölzernen Schöpflöffel zum Zeichen ihrer Gewalt über Herd und Küche ſchenkt. Auch alter Fruchtbarkeitszauber hat ſich noch mehrfach erhalten. So wird in der Schweiz Weizen, andernorts Korn über die aus der Kirche heimkehrende Braut geworfen.

Im Hauſe des jungen Ehemannes findet der Höhepunkt des Feſtes, das Mahl, ſtatt. Zu dieſem ſind ſchon Wochen vorher Vorbereitungen getroffen worden. Nimmt doch zuweilen das ganze Dorf an dieſem Mahle teil, das mitteilſamer Frohſinn und Gaſtlichkeit darbietet. Hildesheimer Urkunden aus dem 16. Jahrhundert berichten, daß 500 Perſonen bei einer Hochzeit zugegen geweſen ſeien, und noch in unſerer Zeit ſollen ſich in der Lüneburger Heide an einer großen Bauernhochzeit 800—1000 Mann beteiligt haben. Um dieſe Menge zu befriedigen, wird gewaltig gebacken, geſchlachtet, gebraut. Tile Brandis, der Burgemeiſter von Hildesheim, erzählt, daß bei der Hochzeit ſeines Bruders (1540) 2 Wildſchweine, 2 Hirſche, 2 Bären, 3 Ochſen und 24 Hammel verzehrt worden ſeien, und zu den großen Hochzeiten in Wolmuthauſen in Thüringen pflegte man noch in unſerer Zeit 2 gemäſtete Ochſen, 6 fette Schweine und 8 Kälber zu ſchlachten, außerdem 8 Fuldaer Malter Korn und 10 Malter Weizen zu verbacken. Die Üppigkeit beim Hochzeitsmahle zeigt ſich in allen Schichten der Bevölkerung, und alle Erlaſſe dagegen ſind fruchtlos geweſen. Während der Tafel ſelbſt wird allerlei Scherz getrieben. Namentlich iſt es das Amt des Hochzeitsbitters, durch ſcherzhafte Reden oder Gedichte die Anweſenden zu unterhalten. Sein Auftreten iſt der letzte Überreſt der altgermaniſchen Sänger und Erzähler, die bei keinem größeren Gelage fehlen durften. Aber nicht nur ſcherzhafte, ſondern auch ernſte Gedichte miſchen ſich zuweilen in die allgemeine Feſtfreude. Solche ſtimmungsvolle Hochzeitslieder finden wir vor allem bei den abgeſchloſſenen Siebenbürger Sachſen und den Deutſchen in der Gottſchee. Da wird mitten während der Freuden des Feſtes auch der Verſtorbenen gedacht und ihnen ein Wort der Wehmut und des herzlichen Gedenkens gewidmet. Während der Tafel darf bei dem ſangesfrohen Deutſchen auch die Muſik nirgends fehlen. Schon am frühen Morgen haben ſich die Muſikanten eingeſtellt, ſie haben den Zug zur Kirche begleitet, ſie ſpielen auch zum Tanze auf, der den Schmaus zuzeiten unterbricht und ſich an dieſen anſchließt. Die Tänze, die am Hochzeitstage getanzt werden, ſind meiſt beſonderer Art; ſie ſind in den einzelnen

Gauen Deutſchlands verſchieden, bald Reihen-, bald Rundtänze, aber bei allen herrſcht Heiterkeit und Luſt. In vielen Gegenden ſteht der Brauttanz im Vordergrunde: der älteſte Bruder der Braut oder ihr Oheim oder ihr Pate eröffnet ihn mit der Braut, die dann von faſt allen Teilnehmern durch einen Tanz geehrt wird.

Unter den mannigfachen Scherzen und Vergnügungen, die in den Abendſtunden geübt werden, finden wir in allen Gegenden Deutſchlands das Abnehmen des Brautkranzes und das Aufſetzen der Haube. Dabei entſpinnt ſich zwiſchen den verheirateten Frauen und den Mädchen heftiger Streit. Die junge Frau gehört nun jenen an, allein die Mädchen wollen ihr den Brautkranz nicht nehmen laſſen und verteidigen ihn, ſo gut ſie können, bis ſchließlich die Verheirateten ſich ſeiner bemächtigt und der jungen Frau die Haube, das Zeichen der Ehegattin und angehenden Mutter, aufgeſetzt haben.

Der Tag der Feſtlichkeit iſt zu Ende. Mit Muſik wird das junge Ehepaar noch in vielen Gegenden nach dem Brautgemach begleitet und dann ſich überlaſſen. Dieſe Begleitung iſt der letzte Reſt jener altgermaniſchen Sitte der „Deckebeſchlagung“, die im Mittelalter noch durchweg herrſchte und in dem Rechtsſinne des Deutſchen ihre Wurzel hat: in Gegenwart von Zeugen mußten ſich Braut und Bräutigam unter eine Decke legen; das war die letzte Handlung der ſinnbildlichen Bräuche einer rechtsgültigen Ehe.

Im Strudel der Freude vergißt der Deutſche aber auch nie die Zukunft und blickt zugleich im Vollgefühl ſeines eigenen Glückes auf die Leiden ſeiner darbenden Mitmenſchen. Aus dieſer Gemütsſtimmung heraus ſind die Spenden für die Armen gefloſſen, die wir faſt bei allen größeren Hochzeiten finden, aus jenen Erwägungen aber die Geſchenke, die alle Teilnehmer dem neuvermählten Paare darbringen. Man nimmt dieſes nicht nur in die Gemeinſchaft der Eheleute auf, ſondern man will es auch bei der Begründung ſeines Haushaltes durch die Tat unterſtützen. Das ſind altväteriſche Sitten, die ſich aus der Vergangenheit erhalten haben, wo die Gemeinde noch eine große Familie bildete. Die Zeit, wann man dieſe Gaben ſpendet, iſt in den einzelnen Gegenden verſchieden. Meiſt geſchieht es während des Mahles, in anderen Gauen ſchon am Abend vor der Hochzeit, in noch anderen erſt am zweiten Tage nach dieſer. Die Gaben beſtehen teils in Gegenſtänden, die zu dem jungen Haushalt unbedingt nötig ſind, teils in blanker Münze. Schmuck- und Ziergegenſtände als Hochzeitsgeſchenke kannte man in alter Zeit

und kennt sie auch heute noch in vielen Gegenden nicht: der auf das Zweckmäßige gerichtete Sinn unseres Volkes fordert nützliche Gaben.

Ähnlich wie der erste Festtag verlaufen auch die folgenden. Schmaus und Tanz und harmloser Scherz lassen die Stunden schnell verstreichen, bis alles zu seiner alten Arbeit und Gewohnheit zurückkehrt.

Das dritte wichtigste Ereignis im menschlichen Leben ist der Tod. Der schlichte Mann hat vor ihm meist keine Scheu; mit ruhigem Auge sieht der Greis ihm entgegen, da er für ihn eine natürliche Notwendigkeit ist, und da ihm sein Gottvertrauen die Schrecknisse des Todes nimmt. Dicht neben diesem Gottvertrauen steht aber auch hier beim Deutschen der Aberglaube. Mancherlei Erscheinungen künden das Nahen des Todes an. Bald ruft das Käuzchen oder der Kuckuck, daß man in kurzem sterben muß, bald mahnt an den Tod ein Leichenzug, der uns begegnet, bald das Fehlen des Schattens oder der doppelte Schatten am Weihnachtsabend. Schier unzählig sind die Vorzeichen des nahen Todes, die sich die Volksphantasie ausmalt. Sie sind unserem Volke nicht allein eigen, sie finden sich natürlich auch bei anderen Völkern, aber nur wenige halten so fest an ihnen und fassen sie mit so heiligem Ernst auf wie die Deutschen in ihrem Drange, die Geheimnisse des Lebens zu ergründen. Ist nun aber die Todesstunde wirklich da, und sieht die Umgebung des Kranken, daß auf Besserung nicht zu hoffen ist und das Leben jeden Augenblick erlöschen kann, dann sucht man mitleidsvoll in jeder Weise dem Sterbenden seine letzte Stunde zu erleichtern. Das Klagen hört auf, da der Kranke sonst schwerer stirbt, man nimmt ihm das Kissen unter dem Kopf weg, ja man legt ihn sogar zur Erde auf Stroh, weil man meint, daß die menschliche Seele dann leichter in die Erde zurückkehren könne. Im Mittelalter verlangte der Sterbende, auf die Erde gelegt zu werden, wenn es die Angehörigen nicht von selber taten. Vielfach verbreitet ist auch die schöne Sitte, dem Sterbenden eine Bibel oder ein Gesangbuch unter das Kissen zu legen. In den katholischen Ländern wird in der Todesstunde die heilige Kerze angebrannt, die nur zu dieser Stunde brennen darf.

Ist der Tod eingetreten, so ist es die erste Pflicht, für die Ruhe des Toten zu sorgen und alles zu tun, was seine Wiederkehr verhindern kann. Alle Fenster und Türen werden geöffnet, alle Gefäße umgestellt, die Uhr angehalten, die Blumentöpfe aus dem Zimmer getragen, Spiegel, Vogelbauer und Bilder verhüllt, damit die Seele ja nirgends hängenbleibe oder aus Liebe zu werten Dingen nochmals raste. In

der Pfalz und an anderen Orten achtet man ſorgfältig darauf, daß dem Toten keine Tränen der Leidtragenden auf die Bruſt fallen, da er ſonſt keine Ruhe im Grabe findet. Es iſt ein ſonderbares Gemiſch von Myſtik, Liebe zu dem Toten und doch auch Fürſorge für die Zurückgebliebenen, das ſich in dieſen zahlreichen Totengebräuchen offenbart. Denn daß auch die letztere nicht fehlt, lehrt die Sitte, daß die Anzeige vom Tode des Hausherrn ſofort den Bienen, dem Vieh im Stalle, den Haustieren, ja der ganzen Wirtſchaft zu erſtatten iſt. Und wiederum ſpricht aus dieſem alten Brauch, der ſich bei allen germaniſchen Stämmen findet, ein tief gemütvoller Zug, der durch die deutſche Häuslichkeit weht, der die beſeelten Tiere und die beſeelt gedachten Dinge wie an den Freuden, ſo auch an den Leiden der Familie teilnehmen läßt. In Thüringen z. B. geht nach dem Tode des Hausherrn das nächſte Familienglied zu jedem Tier im Stalle und ruft ihm zu: „Laß es dir melden, dein Herr iſt zu dieſer Stunde geſtorben“, und in Weſtfalen tritt man zu den einzelnen Bienenſtöcken, wenn der Bienenvater geſtorben iſt, und ſagt: „Imme, dein Herr iſt tot; verlaß mich nicht in meiner Not.“ In anderen Gegenden wird ſogar den Bäumen, dem Getreide und allen Sämereien die Trauerbotſchaft überbracht.

Hat man dem Toten die Augen zugedrückt, ſo legt man ihn in den Dörfern alsbald auf das Stroh. Wie in altgermaniſcher Zeit halten an verſchiedenen Orten Freunde und Verwandte Totenwacht, ſolange der Verſtorbene nicht der Erde übergeben iſt. Wenn er dann zu ſeiner letzten Fahrt angekleidet werden ſoll, dann wird bei den Siebenbürger Sachſen das Hochzeitshemd oder bei Kindern das Patenhemd hervorgeſucht und angezogen, da es nur zu dieſem Gange aufbewahrt worden iſt. In den Sarg ſelbſt werden dem Toten noch häufig Gegenſtände gelegt, die er im Leben beſonders gern gehabt oder gebraucht hat, damit er ſie auch fernerhin beſitze. Dieſe Mitgaben gehörten in früherer Zeit zu den Totenpflichten („Totenanteil“). Alten, teilnahmevollen Sinn zeigt unſer Volk auch noch vielfach beim Begräbnis. So wird der Sarg des Kindes von den Paten, der der Jungfrau von Jungfrauen, der des Mannes von den Nachbarn getragen. Dieſe nachbarliche Hilfe beim Begräbnis, die uralt iſt, hat auch dort nicht aufgehoben werden können, wo Katholizismus und Luthertum die Gemeinde zerriſſen haben: die Bande der Nachbar- und Freundſchaft ſtehen dem Deutſchen über dem im Laufe der Zeit entſtandenen und oft an Äußerlichkeiten hängenden Bekenntnis.

An das Begräbnis, oft aber nicht unmittelbar, sondern erst dreißig Tage nach dem Ableben des Verstorbenen, schließt sich in allen Gegenden Deutschlands der Leichenschmaus an. Es ist die letzte Ehre, die dem Toten erwiesen wird, und in verschiedenen Orten pflegt man sogar einen Platz für den Toten frei zu lassen und Speisen darauf zu stellen. An diesem Leichenessen hält man fest, so viele Verordnungen auch in vergangenen Jahrhunderten dagegen erlassen worden sind. Selbst in Niederösterreich, wo das Landvolk alles äußere Gepränge beim Begräbnis meidet, wo kein Kranz Sarg und Grab schmückt, wo nur ein einfaches Kreuz aus Holz den Namen des Toten nennt, selbst da hängt man treu an dieser althergebrachten Sitte. Die Funde in altgermanischen Grabstätten zeigen, daß die Sitte schon in heidnischer Zeit allgemein verbreitet war, und die Erzählungen unserer nordischen Stammesbrüder geben Zeugnis, daß man, wie heute, schon damals den Leichenschmaus zu Ehren des Toten hielt, und daß dieser desto mehr geehrt wurde, je mehr man dabei aß und trank. Noch im späteren Mittelalter verwarfen Quedlinburger Mönche diesen alten Glauben durchaus nicht, ja in der bayrischen Oberpfalz huldigte man selbst im 19. Jahrhundert noch dem Grundsatz: je mehr bei dem Leichenmahl getrunken wird, desto besser ist's; es kommt dem Toten zugute.

Ein ganz eigentümlicher Brauch, der sich nur als ein Auswuchs der Sitte des Leichenschmauses und altdeutscher Trinklust erklärt, ist in fast ganz Mittel- und Norddeutschland, vor allem auf altsächsischem und friesischem Gebiete, verbreitet: man kehrt hier auf dem Heimwege vom Grabe im nächsten Wirtshaus ein, um „das Fell oder die Haut oder den Bast zu versaufen". Dieser Ausdruck wurzelt im Wirtschaftsleben. Wenn der Gemeindestier getötet war, pflegten die Genossen gemeinsam den Erlös des Felles zu vertrinken. Und doch steckt auch hinter diesem scheinbar rohen Ausdruck ein gemütvoller Zug: auch dieser Trunk gilt dem Gedächtnis des Toten wie das Minnetrinken in Oberdeutschland.

Es sei endlich noch auf zwei Dinge hingewiesen, aus denen die Tiefe des deutschen Gemütes spricht: auf die Leichen- oder Rebretter und auf den Schmuck und die sorgfältige Pflege der Gräber (Taf. 1, Abb. 3, 4). In dem größten Teile Oberdeutschlands, namentlich im Gebiete des Böhmisch-Bayrischen Waldes, ist es Sitte, daß man das Brett, auf dem der Tote gelegen hat, nach der Beerdigung am Kreuzwege oder am Kruzifix oder an der Kirchenmauer aufpflanzt; das sind die Reh. h. Totenbretter. Sie enthalten Namen, Geburts- und Todestag des

Verſtorbenen, hier und da auch einen Spruch, der die Vergänglichkeit alles Irdiſchen lehrt: man kann ſie die Bauta- und Runenſteine (vgl. S. 11) des Südens nennen, Zeichen treuen Gedenkens der Hinterbliebenen. Und dieſelbe Treue und Liebe, die über den Tod hinausgeht, zeigt ſich auch in der Pflege der Gräber. Bei keinem Volke der Erde wird ſo viel ſtill und einſam hinausgewandelt nach dem Gottesacker wie bei den Deutſchen, bei keinem Volke gleichen die Gräber ſo ſehr einem ſich fortwährend erneuernden Blumengarten wie bei unſerem. Unſere Kirchhöfe ſind das ſchönſte Zeugnis einer Liebe, die keine Erwartung einer Vergeltung nährt, einer Treue, die der Wandel der Zeiten nicht berührt, einer Dankbarkeit, der nur das Grab ſelbſt ein Ziel ſetzt.

3. Der Deutſche im Alltagsleben und an den großen und kleinen Feſttagen.

„Tages Arbeit, abends Gäſte, Saure Wochen, frohe Feſte.“ In dieſen Worten hat Goethe trefflich das Trachten und Streben des deutſchen Mannes zum Ausdruck gebracht. Deutſchland iſt kein Land, deſſen Boden von ſelbſt ſeine Früchte gibt, es iſt ein Land, das zu ſteter Arbeit auffordert, in vielen Gauen zur Arbeit, bei der täglich, ja faſt ſtündlich das Leben des einzelnen auf dem Spiele ſteht. Nur wenige Striche gibt es, wo der Menſch in behaglicher Ruhe ſeiner Beſchäftigung nachgehen kann; in vielen Gegenden lebt er für ſein Daſein in ſtetem Kampfe mit der Natur: im Norden iſt das Meer, ſind die flachen Ufer der Ströme ſeine ſchlimmſten Gegner, auf den Höhen des Mittelgebirges ringt er unter den größten Anſtrengungen dem Boden die kärgliche Nahrung ab oder holt aus der Tiefe die Schätze der Erde, in den Alpenländern vermag er ſich nur mit Aufbietung aller Kräfte gegen die dämoniſchen Gewalten der Berge zu ſchützen.

So iſt das deutſche Volk ein Volk der Arbeit geworden, und überall im Auslande ſind deutſche Arbeiter geſucht und werden gern aufgenommen. Ganz beſonders rühmt man ihre mit Umſicht gepaarte Ausdauer, die nicht gedankenlos den gegebenen Auftrag ausführt, ſondern ſelbſttätig mit eingreift. Zu ſolcher Arbeit wird das Kind von früher Jugend an erzogen, gewiſſenhaft achten die Eltern darauf, daß Langeweile und zerſtörendes Nichtstun den Kindern fern bleibt. „Langeweile iſt unſer größter Feind und eine nützliche Arbeit unſere dauerhafteſte Freundin“, ruft der weſtfäliſche Landmann ſeinem zukünftigen Schwiegerſohne zu, und wie jubelte Jeremias Gotthelf, als er nach

langem Umherirren endlich wieder eine dauernde Beschäftigung gefunden hatte. Dazu besitzt der Deutsche ein seltenes Anpassungsvermögen. Er versteht es, sich schnell auf neuem Arbeitsgebiete einzuleben, wodurch in schweren Zeiten ein wirtschaftlicher Druck erleichtert wird.

Jederzeit hat sich auch der Deutsche in gerechtem Selbstbewußtsein seiner Arbeit gerühmt, und Faulenzer sind immer die Zielscheibe seines Spottes gewesen. Wenn es gemeinsam an die Arbeit geht, so zeigt sich ein eifriges Streben, daß man bei ihr der Erste sei. In aller Frühe sucht der norddeutsche Mäher seinen Genossen bei der Arbeit vorauszueilen, um den ersten Schnitt zu tun und somit der Vormäher zu werden. Bleibt einer bei der Arbeit zurück, so folgt ihm Spott und Hohn. Wer die letzten Halme schneidet oder bindet, wird das ganze Jahr hindurch faul genannt. In vielen Gegenden Norddeutschlands wird der letzte Mäher fast ganz in Kornhalme gehüllt und dann auf dem Feld umhergetragen, wobei ihm von den Harkenstielen der Mädchen arg mitgespielt wird. In den Weingegenden werden von den Arbeitern dem trägsten, der die meisten Trauben hat hängen lassen, soviel Schläge verabreicht, als noch Trauben an den Stöcken sind. Dabei singt die arbeitsfrohe Schar: „Da steht der Traubendieb, ein jeder geb' ihm einen Hieb." Die Holzknechte des Bayrischen Waldes drängen sich um die schwierigste Arbeit, und ein jeder sucht bei der gefährlichen Aufgabe der Holztrift das seinige zu tun. Und dieser Arbeitseifer ist hineingetragen von dem offenen Lande in die Mauern der Städte, in die Werkstätten der Handwerker, selbst in die poesielosen Räume der Fabriken und Schützengräben.

Auch beim weiblichen Geschlechte läßt sich dieser Eifer allerorten beobachten. Die Hauptbeschäftigung der deutschen Mädchen und Frauen war in früherer Zeit das Spinnen. In den Spinnstuben, wo man zu gemeinsamer Arbeit zusammenkam (vgl. S. 20), entwickelte sich ein edler Wettstreit. Wer seine Spule nicht abgesponnen hatte, durfte auch nicht an den Scherzen des jungen Volkes teilnehmen, während in vielen Gegenden die fleißigen Spinnerinnen belohnt wurden. Trefflich läßt die Volksphantasie jenes mythische Wesen, das sie bald Frau Holle, bald Perchta, bald Werre und ähnlich nennt, die Arbeit der Spinnerinnen beobachten: wer von ihnen zu bestimmter Zeit die Spulen nicht abgesponnen hat, die bestraft sie und besudelt ihren Rocken. Auf ganz ähnliche Weise erscheint der norddeutsche Bauer nach seinem Tode den faulen Knechten und treibt sie durch eine Ohrfeige zur Arbeit an.

So lebt in der Seele des deutſchen Volkes der Drang zur Arbeit, die Freude an der Arbeit, aber beide ſind nicht nur hervorgegangen aus der Nötigung durch die Natur des heimiſchen Landes, ſondern auch geweckt und geſtärkt worden durch die deutſche Lebens- und Willenskraft, die nach Betätigung ſtrebt. Und dieſe Arbeit wird vom Lied begleitet, das um ſo häufiger begegnet, je weiter man von Norden nach Süden kommt. Wenn der Hirt ſein Vieh auf die Weide treibt, wenn die Schnitter ausziehen und heimkehren, wenn der Holzknecht die Axt an den Baum legt, wenn der Jäger an ſteilen Abhängen die Spur der Gemſe verfolgt, wenn der Schiffer die Segel hißt oder den Kahn den Fluß hinaufzieht, dann ſingt der eine wie der andere ſein Lied. Auch in der Spinnſtube und am Klöppelſack hört man die Weiſen der jungen Mädchen. Es iſt noch nicht ſo lange her, daß jeder Handwerker bei ſeiner Arbeit ſeinen Sang kannte, ohne den der Hände Werk nicht recht vonſtatten gehen wollte. Geſang und Arbeit ſind bei unſerem Volke ſeit uralter Zeit Hand in Hand gegangen, denn die Seele war froh bei der Arbeit, und ein fröhliches Gemüt mußte der inneren Stimmung Ausdruck verleihen. Daß dies Lied bei der Beſchäftigung unſeres Volkes immer mehr ſchwindet, erhöht ſeine Arbeitsfreude wahrlich nicht. Wo es noch herrſcht, da lebt auch noch die alte Heiterkeit und Zufriedenheit, wo es dagegen vergeſſen iſt, da ziehen Unzufriedenheit und Unluſt am Leben ein, Stimmungen, die nicht im Weſen des deutſchen Volkes liegen.

„Nach getaner Arbeit iſt gut ruhn", ſagt ein altes Sprichwort, aber wo ruht es ſich beſſer aus als am heimiſchen Herde, bei Weib und Kind? Die volle Tiefe ſeines Gemütes offenbart der Deutſche nirgends ſchöner als in ſeinem Heim, im Kreiſe der Seinen, wo er ſich geben kann, wie er iſt, wo er ſeiner Liebe denen gegenüber Ausdruck verleihen kann, für die er im Kampfe des Daſeins wirkt und ſchafft, die ihm oft höher ſtehen als das eigene Leben. Ein geregeltes Familienleben iſt dem Deutſchen ein Bedürfnis; daher bietet er, ſobald er herangewachſen iſt, alles auf, um ſich ein ſolches zu erringen. Sein Heim iſt der Stolz des Deutſchen, ſeine Ehre. Dieſe Liebe zum Heim und zur Familie bezeichnet am beſten der lakoniſche Ausdruck der Vogtländer: „Derham is derham", den wir auch andernorts vielfach finden. Am häuslichen Herd ruht der Mann nach des Tages Arbeit aus, hier widmet er ſich am Abend den Kindern, hier gibt er ſich am Sonntag behaglicher Untätigkeit hin, hier feiert er in Zufriedenheit und Glück die großen und kleinen Feſte der einzelnen Familienglieder, der ganzen Familie. Dies Glück im engſten

Kreiſe entſpricht durchaus dem Weſen des Deutſchen. Hat er ſeinen Herd, ſeine Familie, ſo kümmert ſich der ſchlichte Mann um niemand weiter in der Welt. Er fühlt ſich auch am wohlſten, wenn ſich in ſeiner Nachbarſchaft niemand anſiedelt. Solchen Zug nach Vereinzelung erwähnt bereits Tacitus. Noch heute iſt er dem deutſchen Bauer in vielen Gegenden eigen. Schon die Anlage ſeines Gehöftes zeigt dies (vgl. Taf. 2, Abb. 4). In einem großen Teile Nord- und Weſtdeutſchlands, beſonders in Weſtfalen, aber auch in Mittel- und Oberdeutſchland, findet man die Einzelhöfe oder Einödhöfe, wie ſie der Bauer nennt, d. h. Gehöfte, die mitten in der Feldmark ihres Beſitzers und fern von anderen menſchlichen Wohnſtätten liegen. Das iſt dieſelbe Art der Anſiedelung, die wir in faſt ganz Skandinavien antreffen, und die das Selbſtbewußtſein, den trotzigen Sinn eines großen Teiles unſerer ländlichen Bevölkerung großgezogen hat. Auf ſeinem Gehöft ſchaltet und waltet der Beſitzer, der Hofbauer, frei und ungebunden wie ein Fürſt. Seiner Umgebung, den Kindern und dem Geſinde, iſt er „der Bauer“ ſchlechthin und läßt ſich von ihr nie anders anreden. Dieſelbe Achtung, die er in ſeiner Jugend vor ſeinem Vater, dem „alten Bauer“, gehabt hat, verlangt er für ſich. Er kennt keinen Widerſpruch und duldet ihn nicht, wenn er ſich in ſeiner Umgebung regen ſollte. Neuerungen iſt er abhold: die Vorfahren haben ſich unter ſolchen Verhältniſſen auf ihrem Gehöft wohlgefühlt, was ſind da neue Sitten, neue Gebräuche nötig? So hängt der Hofbauer mit eiſernen Banden bis zur Starrköpfigkeit am Alten, und dieſen konſervativen Sinn überträgt er auf alle Gebiete des wirtſchaftlichen, ſozialen, politiſchen, religiöſen Lebens. Selbſt in die Fremde hat man dieſes echt germaniſche Weſen aus der Heimat mitgenommen: bis auf den heutigen Tag haben es die niederdeutſchen Buren in Südafrika rein zu erhalten gewußt und opfern eher Gut und Leben als ihre Freiheit und ihren Stammescharakter.

Aber nicht nur bei dem Hofbauer, ſondern auch bei dem Dorfbauer zeigt ſich das Streben, am Alten feſtzuhalten und Neuerungen den Zugang zu wehren. Neben dem Einzelhofe finden wir ſchon in alter Zeit das Dorf, beſonders das Haufen- oder Sippendorf. Die Sippſchaft hat ſich zu gemeinſamer Beſiedelung ein Stück Land ausgeſucht und bebaut es gemeinſam, indem jedem Gliede ſein Anteil zugeſchrieben wird. Hierdurch wird das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, das bereits durch die Verwandtſchaft vorhanden iſt, immer wach erhalten und geſtärkt. Fühlt man ſich ſo, von regem genoſſenſchaftlichen Sinne geleitet,

auf der einen Seite untereinander verbunden, ſo hält man andere Gemeinden für fremde Körperſchaften, wenn dieſe auch gleiche Sitten, gleiche Geſetze, gleiche Sprache haben. Hieraus entſpringt einerſeits die große Hilfsbereitſchaft, mit der die geſamte Gemeinde ihren Mitgliedern in Freud' und Leid zur Seite ſteht, anderſeits aber auch der deutſche Sondergeiſt, durch den Nachbargemeinden ſich nicht ſelten in grimmiger Feindſchaft gegenübertreten. Dieſe Züge deutſchen Weſens finden wir dann bei der ſtädtiſchen Bevölkerung wieder: auch hier fühlt ſich die Gemeinde als Ganzes; man hilft dem Mitbürger, wenn Feuersbrunſt ſein Eigentum vernichtet, wenn ſchwere Krankheit ihn unfähig zum Erwerb macht, wenn er den Eid zu leiſten hat, kurz, in allen Lagen des Lebens. Auf die Nachbarſtadt jedoch ſchaut man von oben herab und beſpöttelt das Tun und Treiben ihrer Bürger, wo ſich nur Gelegenheit dazu bietet. Hieraus erklären ſich die zahlreichen Ortsanekdoten und Krähwinkelſagen, die wir in vielen Gegenden Deutſchlands antreffen: ſie haben faſt durchweg ihren Urſprung in einer Stadt, die der verhöhnten benachbart iſt. Und was von Gemeinden und Städten gilt, finden wir endlich auch bei den Staaten wieder. Welche Früchte hier der deutſche Sondergeiſt getragen hat, iſt bekannt: auch die Einigung Deutſchlands hat ihn nicht auszurotten vermocht, und erſt der große Krieg hat um alle deutſchen Stämme ein feſteres Band geflochten.

Seine Häuslichkeit verlangt der Deutſche einfach, aber reinlich und behaglich. Schon äußerlich muß das Wohnhaus einen einladenden Eindruck machen. Die glatten, lebloſen Mauern, die einförmigen Ziegeldächer, die wir heute ſo oft in den Städten und in Dörfern antreffen, ſind dem deutſchen Weſen zuwider. In Fachwerk zu bauen, iſt deutſche Art. Bereits Tacitus hebt dies ausdrücklich hervor, und wo heute noch der alte Sinn für ein behagliches Heim waltet, da ſehen wir auch die dunkeln Balken die Eintönigkeit der übertünchten Mauern durchbrechen, mögen wir in Nord-, Mittel- oder Süddeutſchland weilen (Taf. 2, Abb. 1, 3). Mancherlei Schmuck ziert das Haus. Die farbigen Wände, deren Tacitus gedenkt, erblicken wir noch heute in verſchiedenen Gegenden Nieder- und Oberdeutſchlands (Taf. 2, Abb. 2). Am niederſächſiſchen Bauernhauſe ſpringen die Pferdeköpfe am Dachfirſt (vgl. S. 13) und die Donnerbeſen an den Giebelwänden in die Augen, in Mitteldeutſchland finden wir an vielen Orten das Vorgärtchen mit ſeiner Laube, ſeinen bunten Blumenbeeten und Stachel- und Johannisbeerſträuchern, in Oberdeutſchland die maleriſchen Galerien und Altane, die, durch das Dach

1. Laubenhaus in Hagenau, Kreis Mohrungen.
Nach Photographie. (Vgl. Text, S. 38.)

2. Altes Gasthaus in Walchsee bei Kufstein, Tirol.
Nach Photographie von Betty Rolthner, München. (Vgl. Text, S. 38.)

Digitized by Google

vor Regen geschützt, die Wände schmücken. Oft erhebt sich ferner vor dem Eingange des Hauses eine mächtige Linde, deren Gezweig die Bänke beschattet, auf denen man sich in den Abendstunden und an Feiertagen erholt. Zu dem äußeren Schmuck der Häuser gehören auch die Inschriften, die wir in allen Gegenden Deutschlands finden, und die ein sprechendes Zeugnis für deutsches Gottvertrauen, deutsche Innerlichkeit, deutsche Lebensauffassung sind. Da liest man an vielen Häusern:

„Gott beschütze dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus."

oder am Giebel manches sächsischen Hauses in Siebenbürgen:

„Einst seh' ich an der Laufbahn Ende
Auf meine Tage fröhlich hin
Und sage: ‚Herr, durch deine Hände
Empfing ich, was ich hab' und bin.
Hier ist mein Tagewerk! Nicht mein,
Dein ist der Ruhm, die Ehre dein!'"

Auch schlichte Lebensweisheit künden die Sprüche. Besonders häufig wendet sich der Hausspruch gegen die Krittelsucht unfreundlicher Nachbarn; es heißt da unter anderem:

„Ich kehr' mich nichts daran,
Ich lass' die Leute klügeln:
Wer kann denn jedermann
Das lose Maul verriegeln?"

Bei der Ausschmückung des Hauses im Inneren waltet derselbe Geist. Auch hier verlangt der Deutsche Schmuck und Zier, damit Auge und Herz zugleich erfreut werden. In den niedersächsischen Bauernhäusern, wo der Herd der Mittelpunkt des Familienlebens ist, schmücken diesen zinnerne Schüsseln, Teller und Kannen, und an seinem oberen Rande sind häufig fromme Sprüche angebracht. In Mittel- und Oberdeutschland sind besonders das Wohngemach und die Gaststube oder sogenannte gute Stube mit Zierat versehen. Mag der Erwerb noch so klein sein, auch der geringste Arbeiter hat den Drang, sein Gemüt an der Betrachtung des Schönen zu erheben. So schmücken Kränze und Bilder die Wände seines Zimmers, gemalte Teller und Schüsseln oder bunte Gefäße den Sims des alten Kachelofens, Blumenstöcke oder Blumensträuße das Fenster. Wohl ist der Geschmack des einfachen Mannes bei der Auswahl seines Hausschmuckes oft eigentümlicher Art, er liebt das Glänzende, bunte und grelle Farben, aber gerade darin zeigt sich der kindliche Sinn des Volkes: wie das Kind, das noch nicht Unterschiede zu machen und zu vergleichen gelernt hat, greift es zu dem, was am meisten in die Augen fällt.

In den Wohnungen der meisten Gegenden Deutschlands herrscht

ferner die größte Sauberkeit. Die Sauberkeit, die der Deutſche ſchon nach Cäſars und Tacitus' Zeugnis ſeinem Körper ſchuldig zu ſein glaubte (vgl. S. 7), übertrug er auch auf die Häuslichkeit. Es iſt deutſche Sitte, am Morgen alles im Hauſe zu fegen und zu kehren. Am Sonnabend aber, und beſonders vor Feſttagen, muß alles geſcheuert und geputzt werden, damit auch das Heim ein ſonntägliches und feiertägliches Gewand erhalte.

Die Erholung des Familienvaters am häuslichen Herde nach des Tages Arbeit iſt mannigfaltig, aber bei allem, was er hier tut, gibt er ſich frei und offen den Eindrücken des Augenblickes hin, genießt das Gebotene in freudiger Stimmung, denkt aber auch immer in frommer Dankbarkeit an ſeinen Gott. In den meiſten Gegenden verſammelt ſich auch heute noch die Familie morgens und abends zu gemeinſamer Andacht, und keine Mahlzeit wird eingenommen, wenn nicht zuvor das Tiſchgebet geſprochen iſt. Der Sonntagvormittag iſt für den Beſuch des Gotteshauſes beſtimmt. Dieſer Zug echter Religioſität findet ſich im proteſtantiſchen Norden geradeſo wie im katholiſchen Süden. Keine Entfernung, kein Wetter kann die erwachſenen Glieder der Familie abhalten, gemeinſam zur Kirche zu wallen, und die Kinder ſchließen ſich meiſt an. Die Heilighaltung des Sonntags durch den Kirchenbeſuch wurzelt tief in unſerem Volke. Man hält es noch in vielen Gegenden geradezu für Sünde, wenn nicht wenigſtens ein Glied der Familie zum Gottesdienſte geht, falls die anderen durch Krankheit oder zwingende Umſtände abgehalten ſind. „Bete mit für mich!“ ruft man dem Fortgehenden zu. Im engſten Zuſammenhange hiermit ſteht die Tatſache, daß die meiſten Gemeinden ihr Gotteshaus haben, zu dem auch der Ärmſte freudig beigeſteuert hat. Die vielen, zum Teil recht ſchmucken Kirchen, die man vor allem in Oberdeutſchland findet, zeugen für die Opferwilligkeit des Volkes und ſeinen religiöſen Sinn. Aus dieſem entſpringt auch die Achtung, die man vor dem Geiſtlichen hat, der nicht nur als Berater in ſeeliſchen Angelegenheiten, ſondern auch in weltlichen Dingen angegangen wird. Bei den Siebenbürger Sachſen wird daher der Pfarrer „Herr Vater“, ſeine Gattin „Frau Mutter“ angeredet. Auch noch in anderer Weiſe zeigt ſich der religiöſe Sinn unſeres Volkes. Im proteſtantiſchen Norden findet ſich faſt in jedem Hauſe die Bibel, aus der der Hausvater am Sonntage vorzuleſen pflegt. In vielen Gegenden, beſonders Mitteldeutſchlands, erhält das Brautpaar bei der Trauung vom Geiſtlichen eine Bibel oder ein Geſangbuch,

das ebenfalls in keinem Hause fehlt. „Wo keine Bibel ist im Haus, Da sieht es öd' und traurig aus", beginnt ein altes volkstümliches Lied.

Zu diesen beiden Büchern gesellen sich Erbauungsbücher, im katholischen Süden Heiligenlegenden, die ihren Platz unter dem Kruzifix haben, wie es stets in einer Ecke des Hauses angebracht ist. In der Kapelle der Heiligen legt man Votivgaben nieder, um dadurch Befreiung von diesem oder jenem Leiden zu erbitten. Trotz dieses religiösen Sinnes hört man den Deutschen nur selten über die Religion sprechen. Was bei ihm Herzenssache ist, hat er nicht auf der Zunge. Ja nicht einmal mit Religionslästerern läßt er sich in einen Streit der Ansichten ein; ihnen gegenüber kennt er nur Verachtung.

Der Sonntagnachmittag wird geradeso wie der Feierabend bald der Familie, bald der Geselligkeit gewidmet. Jenes überwiegt in Nord- und Westdeutschland, dieses in Oberdeutschland. Während der Städter am Sonntag mit den Seinen hinaus in die freie Natur zu gehen pflegt oder sich in seinem Garten die Zeit vertreibt, setzt sich der Landmann auf die Bank am Hause. Um ihn herum sitzen oder spielen die Kinder, denen er gute Lehren gibt oder Geschichten und Märchen erzählt, wie er sie selbst in seiner Jugend vernommen hat. Diese Freude am Erzählen und Zuhören, die schon den alten Germanen die Stunden der Erholung gekürzt hat, ist noch heute in unserem Volk nicht erstorben. Neben den Märchen und Ortssagen, die der Vater oder die Mutter erzählt, wird nicht selten auch von geschichtlichen Ereignissen berichtet, zumal wenn der Vater selbst mit an den großen Kämpfen unseres Vaterlandes teilgenommen hat. In solchen Feierstunden macht sich auch die Neigung zu Musik und Gesang geltend. Wir finden sie in Süd- und Mitteldeutschland ungleich mehr ausgeprägt als in Norddeutschland. Wer nur irgend kann, läßt dort seinem musikalischen Drange freien Lauf. In den Alpen wie auf den Höhen des deutschen Mittelgebirges hört man dann frischen Gesang und nicht selten auch das Spiel der Zither, der Flöte, der Ziehharmonika. Diese Freude an Lied und Musik, der des Gemütes Fröhlichkeit erhöht, hat die Bewohner des Erzgebirges, des Thüringer Waldes, des Harzes und anderer Gegenden zu Vogelstellern gemacht: nur selten gibt es hier ein Haus, aus dem uns nicht die Stimme eines gefangenen Waldsängers entgegenschlägt.

Zu den Erholungen an den Feierabenden und an den Sonntagen gehört auch das Wirtshausleben. Während sich die jungen Leute bei Tanz, Gesang und Gesellschaftsspielen die Zeit vertreiben, suchen

die älteren Männer die Wirtsſtube auf, wo getrunken und geſpielt wird. Bei keinem Volke iſt der Hang zu gemeinſamem Trunk ſo ausgeprägt wie bei dem deutſchen. Nicht nur die Feſte ſind es, die zu Zuſammenkünften Veranlaſſung geben, ſondern auch die Ruheſtunden am Abend, am Sonntag. Wohl nur ganz wenig Dörfer in Deutſchland gibt es, wo ſich nicht ein Wirtshaus oder ein Krug befindet. Was einſt Tacitus über die Zechluſt der alten Germanen geäußert hat, gilt auch heute noch von der ihrer Nachkommen. Und daß es im Mittelalter nicht anders geweſen iſt, bezeugen die Strafpredigten der Geiſtlichen und die vielen Erlaſſe gegen die Trunkſucht. Wollten doch im Elſaß, deſſen Bewohner wie in anderen Dingen ſo auch in der Zechluſt ſich jederzeit als echt germaniſchen Stamm gezeigt haben, die Bauern trotz aller geſetzlichen Beſtimmungen keinen unter ſich dulden, der im Zechen ermüdete; ihre Loſung war: „Sauf oder lauf.“ Und wie die Bauern, ſo trieben es auch die Bürger und der Adel. Die Trinkhornbruderſchaft, die aus lauter Adligen beſtand und ihre bacchanalen Verſammlungen auf dem Schloſſe Hoch-Barr bei Zabern im Unterelſaß hielt, gewährte nur dem Edelmanne Aufnahme, der ein großes Büffelhorn, das vier Liter beſten Rebenſaftes enthielt, auf einen Zug und ſtehenden Fußes bis zur Neige leeren konnte. So war es allerorten. „Es muß ein jeglich Land ſeinen eigenen Teufel haben“, ſagt Luther, „Welſchland ſeinen, Frankreich ſeinen, unſer deutſcher Teufel wird ein guter Weinſchlauch ſein, muß Sauff heißen, daß er ſo durſtig und hellig iſt, das mit ſo großen Sauffen Weines und Bieres nicht kann gekühlt werden, und wird ſolcher ewiger Durſt Deutſchlands Plage bleiben, habe ich Sorge, bis an den Jüngſten Tag.“ Kein Stand konnte und kann ſich dieſes Erblaſters enthalten. Mußte doch in früheren Zeiten wiederholt ſelbſt gegen die Geiſtlichen vorgegangen werden, weil ſie öfters trunken gefunden worden waren. Solches Zechen geſchieht faſt ſtets in Geſellſchaft, und dieſes gemeinſame Trinken iſt es geweſen, woraus ſich unſer Wirtshausleben entwickelt hat; es war den Deutſchen ſo in Fleiſch und Blut übergegangen, daß ſie ſich kein Jenſeits ohne dieſes Zechen vorſtellen konnten. In der nordiſchen Dichtung iſt aus dieſer Auffaſſung die Mythe von den Einherjern entſtanden, die ſich täglich am Kampf erfreuen, am Abend aber zu gemeinſamem Gelage vereinen, wobei die Walküren ihnen das Methorn reichen. Trinkbecher, die man in altdeutſchen Gräbern gefunden hat, bezeugen, daß bei unſeren Vorfahren ein ähnlicher Glaube beſtand. Noch heute kennt man in faſt ganz Niederdeutſchland die Nobiskrüge, das ſind Grenzwirtshäuſer: ſie ſind

hervorgegangen aus dem Glauben des Volkes, daß die Seele des Abgeſchiedenen noch einmal im Wirtshaus einkehre, bevor ſie ins Jenſeits gelange.

Keine Gelegenheit zu gemeinſamem Trunke wird vorübergelaſſen. Wie dem Deutſchen die Familienfeſte ohne Zechgelage undenkbar ſind, iſt bereits S. 23ff. gezeigt worden. Aber auch bei vielen anderen Ereigniſſen iſt ein ſolches in der Volksauffaſſung nötig: wenn gemeinſam beraten wird, wenn zwiſchen mehreren ein rechtliches Abkommen getroffen, wenn ein Prozeß zu Ende, eine gemeinſame Erbſchaft angetreten iſt, ſtets muß bei ſolchen Gelegenheiten ein Trunk das Wort oder die Handlung bekräftigen. Und hierin finden wir keinen Unterſchied zwiſchen Nord und Süd, zwiſchen Stadt und Land, zwiſchen früherer und ſpäterer Zeit. Von dem flachen Lande iſt die Freude am Trinken mit in die Stadt gezogen und iſt hier, wie die große Anzahl der Wirtshäuſer zeigt, nicht verkümmert. In den Innungen und Zünften hat ſie beſonders geblüht: keine Morgenſprache, d. h. gemeinſame Beſprechung, war denkbar, zu der nicht ein Faß Bier aufgelegt wurde. Eine beſondere Ausbildung hat ferner das Kneipleben unter unſerer akademiſchen Jugend erlangt. Bei keinem Volke können wir ähnliche Zechgelage finden, wie ſie unſere Studenten haben. Geſang und andere Bräuche, die ſich daran knüpfen, gehen wie die Namen dieſer Bräuche zum Teil auf die älteſten Zeiten zurück. Wie noch heute ein feierliches Gelage mit dem ſogenannten „Anſtich“ eröffnet wird, ſo lehrte einſt die nordiſche Brynhildr den jungen Sigurd: „Den erſten Becher ſollſt du ſegnen“, und bei jedem größeren Feſte wurde das erſte Horn den Göttern geweiht. Auch ſonſt herrſcht bei den Gelagen neben Frohſinn ſittlicher Ernſt. Wie heute noch bei ihnen läſterhafte Worte mit dem Ausſchluß des Läſternden beſtraft werden, ſo ſaß ſchon nach der altnordiſchen Fridthjofsſaga bei König Angantyr ein Mann beim Gelage abſeits von den anderen und mußte Wacht halten und ein Horn nach dem anderen leeren. In dem deutſchen Zechgelage paart ſich deutſcher Frohſinn mit dem alten germaniſchen Erbfehler, der Trunkſucht. Getrunken wird dabei meiſt Bier, das volkstümliche Getränk der Deutſchen. Nur in den Weingegenden Weſt- und Süddeutſchlands überwiegt der Wein. Ganz beſonders iſt Bayern das Land des Bieres und des Zechens, weshalb man auch im Auslande, ſo in Dänemark, das in der Heimat nach deutſcher Art gebraute Bier ſchlechthin „Bayriſch“ nennt.

Zu ſolch gemeinſamem Trunke vereinen ſich nach getaner Arbeit die Dorfgenoſſen oder Gruppen von Stadtgenoſſen. Nicht ſelten hat jeder im

Wirtshaus einen beſtimmten Tiſch, den „Stammtiſch“, ja oft einen beſtimmten Platz, an dem er ſitzt. Auch hieraus ſpricht der am Hergebrachten hängende Sinn unſeres Volkes. Selbſt die älteſten Leute zieht es zur beſtimmten Stunde nach dem Wirtshauſe. Man kann beobachten, daß drei, vier oder mehr ältere Herren ſtundenlang zuſammenſitzen, oft ohne ein Wort zu ſprechen; und doch gehen ſie auch an einem ſolchen Abende befriedigt auseinander. In der Regel unterhält man ſich über Perſonen oder Dinge, die öffentliche Angelegenheiten betreffen. Daneben liebt man es jetzt auch mehr als früher, zu politiſieren. Je nach der Gemütsart der Teilnehmer verlaufen die Geſpräche ruhig oder erregt. In letzterem Falle kommt es nicht ſelten zu Raufereien und Schlägereien. Ganz beſonders berüchtigt ſind in dieſer Beziehung die Oberbayern, deren heftige Gemütsart häufig in Tätlichkeiten Ausdruck findet. In jüngſter Zeit hat ſelbſt das Vereinsleben ſeine Zufluchtsſtätte im Wirtshauſe gefunden. Während man früher die Feſte in der Natur feierte, Feſte, an der die geſamte Gemeinde, jung und alt, Mann und Frau, teilnahm, halten jetzt die verſchiedenen Vereine der Neuzeit, dieſe Erzeugniſſe von Sonderbeſtrebungen, Freude an der Geſelligkeit und Zechluſt, als da ſind Schützen-, Turn-, Militär-, Geſang- und andere Vereine, ihre Sitzungen und Stiftungsfeſte im Wirtshauſe ab, wo ſich ihre Mitglieder im Zechen und Sprechen üben und nach alter deutſcher Weiſe auch den Geſang pflegen. Erſt in jüngſter Zeit hat man dieſen Erbfehler als Krebsſchaden des Volkes erkannt und ſucht ihm nach Kräften entgegenzuarbeiten. Geſchieht dies auch hier und da mit Erfolg, auszurotten wird er ſchwerlich ſein.

Neben der Freude am Trinken hat ſich auch noch das andere Erblaſter unſerer Vorfahren bis auf den heutigen Tag in alter Friſche erhalten: die Spielſucht. Würfel- und Kartenſpiele, alſo Beſchäftigungen, bei denen mehr oder weniger der blinde Zufall herrſcht, vertreiben noch vielen Tauſenden in Deutſchland die Zeit. Im Mittelalter und in den ſpäteren Jahrhunderten gehörte „ein Würfel und ein Karten“ zum Handwerkszeuge der deutſchen Landsknechte, und auch heute finden ſich wenige Familien, zumal auf dem Lande, die nicht im Beſitze eines Kartenſpieles ſind. Das Würfelſpiel iſt wohl etwas zurückgetreten, um ſo mehr hat aber das Kartenſpiel, zumal in Mitteldeutſchland, wo Altenburg, die Heimat des Skates, liegt, an Gebiet gewonnen. Unter den Spielen, die Kraft und Gewandtheit erfordern, muß das Kegelſpiel als ausgeſprochen deutſch genannt werden: auch bei ihm zeigt ſich nicht ſelten

die altdeutsche Leidenschaft des Spielens. Im Gebiet des Böhmisch-Bayrischen Waldes z. B. sind oft die Burschen vom Sonnabend Abend bis Montag früh mit ihm beschäftigt.

Kehren wir vom Wirtshause zur Familie zurück! Neben den Kindern gehören zu dieser die Dienstboten, das Gesinde. Es ist bereits S. 4 hervorgehoben worden, daß der Germane einen Sklavenstand in der römischen Auffassung des Wortes nicht gekannt hat. Wohl hatte auch er Unfreie, die ihm dienten und seinem Willen gefügig waren. Allein er war ihnen gegenüber jederzeit menschenfreundlich, und wie ihm selbst die persönliche Freiheit über alles ging, so ließ er diese auch seinen Untergebenen. Als dann die christliche Lehre von der menschlichen Behandlung der Dienstleute zu dem germanischen Stamme kam, deckte sie sich ganz mit seinen Grundanschauungen und fand deshalb widerstandslos Aufnahme. So entwickelte sich das schöne Verhältnis zwischen Dienstherrn und Dienstboten, wie es sich noch heute bei fast allen germanischen Stämmen zeigt, wie es in den Städten in dem Verhältnisse zwischen Meister und Gesellen seinen Widerhall gefunden hat. Der Dienstbote ist kein Fremdling im Hause. Schon der Empfang ist nicht kalt oder gar verletzend. In vielen Orten West- und Mitteldeutschlands wird der Dienstbote von seinem neuen Herrn abgeholt, in altsächsischem Gebiete wird die Magd am Herde feierlichst empfangen, fast überall werden die Dienstleute in freundlicher Weise in ihr neues Amt eingeführt. Der Hausherr hat für ihr körperliches wie für ihr seelisches Wohl zu sorgen, und er kommt dieser Pflicht meist mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit nach. Keine Morgen- oder Abendandacht, kein Tischgebet wird ohne die Dienstleute gesprochen. Am Sonntag müssen sie wie die Herrschaft ins Gotteshaus gehen. Auf moralische Fehler oder Vergehen macht sie der Bauer oder der Wirt, Baas, Meister aufmerksam und weist sie auf den Weg des Rechten: das hohe sittliche Pflichtgefühl des Deutschen steht hier im Dienste des Mitgefühls für den irrenden Nächsten. Die Mahlzeiten werden noch hier und da von der Herrschaft und den Dienstleuten gemeinsam eingenommen; in althergebrachter Rangfolge sitzt dann die ganze Familie vom Hausherrn bis zum Tagelöhner und Stallburschen an einem Tisch. Auch für die Erholung, für die Zukunft der Leute sorgen Hausvater und Hausmutter. An bestimmten Tagen, an den Jahrmärkten, dem Kirchweihfeste, den Feiertagen, besonders von Weihnachten bis Neujahr, sind die Dienstboten ihre eigenen Herren. In der Regel erhalten sie an diesen Tagen

auch noch Geſchenke, aber keinen eitlen Tand, ſondern Gegenſtände, die zur Gründung des eigenen ſpäteren Haushaltes notwendig ſind, ſo vor allem Wäſche; denn anders läßt es der praktiſche Sinn des Deutſchen nicht zu. Auf der anderen Seite ſind aber auch die Dienſtleute nicht teilnahmlos gegen das, was die Herrſchaft betrifft. Sie zeigen in jeder Beziehung Anhänglichkeit, Treue und Ergebenheit, ſind nicht ſelten dem Herrn Ratgeber, nehmen an allen Freuden und Leiden, an allen Beſorgniſſen und Hoffnungen der Familie regen Anteil und ſind jederzeit bereit, den Willen ihres Herrn zu erfüllen. Wenn heute vielfach über die Dienſtleute, namentlich in den Städten, geklagt wird, ſo liegt die Schuld auf beiden Seiten: der Herrſchaft ſind leider nur zu oft der Gerechtigkeitsſinn und ein Herz für die Mitmenſchen abhanden gekommen, den Dienſtboten aber die alte Ehrfurcht und Treue, die zu den Grundtugenden des deutſchen Volkes gehören. Schlechte Dienſtleute hat es natürlich jederzeit neben harten Herrſchaften gegeben, nur daß früher beide die Ausnahme geweſen ſind, und die Ausnahme beſtätigt auch hier nur die Regel.

Der Gerechtigkeitsſinn des Deutſchen, verbunden mit reiner Herzenseinfalt und innigem Mitleid, offenbart ſich aber nicht nur in dem Verhältnis des Herrn zum Knecht, ſondern auch im Verhältniſſe der einzelnen Mitglieder der Gemeinde zueinander. Man ſchließt ſich zuſammen, man bildet die Nachbarſchaft. Offen und ehrlich kommt man dem Nachbar entgegen und verlangt von ihm ein Gleiches. In einzelnen Gegenden, wie z. B. in Tirol und da und dort in Norddeutſchland, wird noch heute weder Tür noch Tor am Abend verſchloſſen. Bei der Verteilung des gemeinſamen Wieſenlandes oder Waldes, die ſich im Norden Deutſchlands bis zur Gegenwart erhalten hat, ſieht man ſtreng auf gerechte Behandlung des einzelnen: nach altgermaniſcher Weiſe ſchneiden die zur Teilung Berechtigten auf Holzſtäbchen ihre Hausmarke ein; dieſe Holzſtäbchen werden dann im Dorfkruge in einen Hut geworfen und von dem Älteſten einzeln herausgenommen. Weſſen Los zuerſt gezogen wird, erhält Anteil 1 uſw. Die Gemeindemitglieder ſorgen auch gemeinſam dafür, daß jedem ſein Eigentum bleibt. Maßt ſich einer fremdes Beſitztum an, oder übervorteilt er auf andere Weiſe ſeine Nachbarn, ſo empört ſich das Rechtsgefühl wie der genoſſenſchaftliche Sinn des Volkes gegen ein ſolches Gebaren. Hieraus erklären ſich die Volksgerichte, die wir im Mittelalter allgemein in Deutſchland verbreitet finden, und die noch heute im bayriſchen Haberfeldtreiben

fortleben. Auf der anderen Seite unterstützt man nach Kräften die Mitglieder der Gemeinde, die durch unverschuldete Verhältnisse in Not geraten sind. Nach einer Feuersbrunst trägt jeder dazu bei, das Haus des Abgebrannten wieder aufzubauen; bei Krankheiten helfen die Nachbarn das Feld bestellen; bei Vernichtung der Saaten unterstützen sie sich durch Vorschießen von Aussaatgetreide u. dgl. Wer unrecht tut oder geizig ist, wird von den anderen verachtet; nach dem Glauben des Volkes findet weder der eine noch der andere im Grabe Ruhe, und der Deutsche, der Ruhe im Äußeren wie im Inneren so hoch schätzt, sieht dies für eine furchtbare Strafe an. Auch der Bettler wird nicht hartherzig behandelt. Er ist in der Auffassung des deutschen Volkes ein bedauernswerter Mensch, der auf alle Fälle, mag er verschuldet oder unverschuldet ins Unglück gekommen sein, Mitleid verdient. Und die Armen der Gemeinde sind noch oft den Bemittelten geradezu ans Herz gewachsen: bei besonderen Festlichkeiten, wie bei Hochzeiten oder zu Weihnachten, in katholischen Ländern namentlich am Allerheiligentage, vergißt man sie nie; an solchen Freuden- und Gedenktagen erhalten sie doppelte Spende.

Wie in seinem häuslichen Leben, wie bei seiner Alltagsarbeit zeigt der Deutsche auch einen unerschütterlichen Hang zum Alten bei der Feier seiner Feste. Wollen wir unser Volk von dieser Seite kennenlernen, so dürfen wir uns nicht in den Mauern der Großstädte umschauen, wo Handel und Industrie und ein krankhaftes Ringen nach Reichtum die Oberhand gewonnen haben, sondern wir müssen auf das flache Land, in die Berge und in die kleinen Städte gehen. Hier herrscht noch das alte fröhliche Treiben, hier leben noch die alten Feste, an denen jung und alt, vornehm und gering in gleicher Herzlichkeit teilnimmt.

In ähnlicher Weise wie bei den Feiern, die sich an die wichtigsten Familienereignisse knüpfen, zeigt sich die deutsche Sinnesart auch bei den Sitten und Gebräuchen, die das kirchliche Jahr oder der Wechsel in der Natur bedingt hat. Nicht aus gleicher Quelle sind sie geflossen, nicht zu gleicher Zeit sind sie entstanden: die einen haben ihren Ursprung in grauer Vorzeit, als unsere Vorfahren noch Heiden waren und in der freien Natur ihre Götter verehrten, andere hat uns die Berührung mit fremden Völkern, besonders mit den Römern, gebracht, noch andere die christliche Religion. Daher kommt es auch, daß wir manches Fest mit unseren Nachbarn und anderen Völkern gemein haben, und daß sich manche Sitte, mancher Festbrauch auch andernorts in gleicher oder

ähnlicher Weiſe findet wie bei uns. Allein die Übereinſtimmung iſt zum größten Teil nur äußerlich; es laſſen ſich bei den Sitten und Gebräuchen der deutſchen Jahresfeſte gewiſſe Grundzüge feſtſtellen, die ſich bei allen wiederholen, und die wir in ähnlicher Weiſe bei den anderen Völkern nicht wahrnehmen können. Was auch dem Deutſchen Veranlaſſung zum Feſte gegeben haben mag, woher auch die Form gekommen iſt, er hat dieſe mit ſeinen Anſchauungen vom Leben und vom Lebensgenuß, mit ſeinem Gemüt, mit ſeinem ganzen Weſen erfüllt. So iſt auch das fremde Feſt ein echt deutſches geworden, wie es ſich z. B. beim ſchönſten aller Feſte, beim Chriſtfeſte, zeigt.

Dieſe Feſte ſind dem Deutſchen geradezu ein Bedürfnis, weil zwei ſeiner weſentlichſten Eigenſchaften, Gemüt und Humor, darin zum Ausdruck kommen können. „Fröhlich und guter Dinge ſein“, ſagt im Anfang des 16. Jahrhunderts Johannes Agricola in ſeinen Sprichwörtern, „wohlleben, herrlich eſſen und trinken iſt löblich, wenn's ſelten geſchieht; wenn es aber täglich geſchieht, ſo iſt es ſträflich. Wir Deutſche halten Faßnacht, St. Burchard und St. Martin, Pfingſten und Oſtern für die Zeit, da man ſoll für andern Gezeiten im Jahre fröhlich ſein und ſchlemmen; Burchards Abend um des neuen Moſts willen, St. Martin um des neuen Weins willen; da brät man feiſte Gans und freut ſich alle Welt. Zu Oſtern bäckt man Fladen. Zu Pfingſten macht man Laubeshütten, und man trinkt Pfingſtbier wohl acht Tage. Zu den Kirchmeſſen oder Kirchweihen gehen die Deutſchen vier, fünf Ortſchaften zuſammen; es geſchieht aber des Jahres nur einmal, darum iſt es löblich und ehrlich, ſintemal die Leute dazu geſchaffen ſind, daß ſie freundlich und ehrlich untereinander leben ſollen.“

Je nach dem Urſprung des Feſtes überwiegt die ernſte oder heitere Feier; dort offenbart ſich die Tiefe des deutſchen Gemütes, hier friſcher Humor, Sorgloſigkeit und ungebundene Lebensluſt, vor allem die Freude an der Natur, an Tanz und Sang. Da nun aber die meiſten Feſte Vermiſchungen alter Volksfeſte und kirchlicher Feſte ſind, ſo zeigt ſich bei der Mehrzahl das deutſche Weſen nach beiden Seiten hin, nach der ernſten und nach der heiteren. Doch überwiegt faſt durchgängig die heitere Feier, zumal ſie entſchieden die ältere iſt.

Ferner iſt der Deutſche bei der Feier ſeiner Feſte allem äußeren Prunke abhold. Ihm kommt es auch hier auf die Sache an und nicht auf die Form. Großartige Aufzüge, wie wir ſie namentlich bei den Feſten der romaniſchen Völker ſo oft finden, ſind dem deutſchen Volkscharakter

zuwider. Daher hat z. B. der Karneval in vielen Gegenden, besonders in dem protestantischen Norden, nie Eingang gefunden; wo man versucht hat, ihn einzuführen, wie in Leipzig, Hamburg und Berlin, hat er nur wenige Jahre ein Scheindasein gefristet, und auch in den katholischen Ländern im Süden und Westen Deutschlands trägt er einen wesentlich anderen Charakter als in den Städten Italiens. Vor allem ist es der Norddeutsche, der nichts von dem äußeren Prunke wissen will; er zeigt auch nach dieser Richtung, daß er die alte deutsche Sinnesart am reinsten bewahrt hat.

Wenn wir im folgenden das deutsche Volkstum betrachten, wie es sich in den Sitten und Gebräuchen an den einzelnen Festtagen zeigt, so ist es geraten, vom kirchlichen Jahre auszugehen, denn die volkstümlichen Feste sind fast durchweg im Laufe der Zeit auf Tage kirchlicher Feste verlegt worden, auch wenn sie von Hause aus nicht mit diesen zusammenfielen.

Unser Kirchenjahr eröffnet die **Advents- und Weihnachtszeit.** Sie nimmt ihren Anfang mit dem Andreasabende (30. November) und endigt mit dem Tage der heiligen drei Könige (6. Januar). Es ist die frohe Zeit schlechthin, eine Zeit, die bei keinem anderen Volke in ähnlicher Weise gefeiert wird wie bei uns. Im Mittelpunkte dieser Tage steht das **Christfest**, und dieses ist ein echtes deutsches Familienfest geworden, das sich der Deutsche im Laufe der Zeit gestaltet hat, wie es seinem Gemüte am meisten entspricht. Die Feier im engen Kreise der Familie unter dem Schimmer des Tannenbaumes, mit dem gleichsam ein Stück Natur in die behaglichen Räume des Hauses getragen ist, die Freude am Geben, die Lust an Essen und Trinken und an besonderem Gebäck, und daneben der Besuch der Kirche und die Freude am Gesange der Weihnachtslieder, alles das sind Züge, die in der Seele des germanischen Volkes gewachsen und zu einem harmonischen Ganzen vereint sind. Wir wissen heutzutage, daß unsere Weihnachtsfeier in der jetzigen Form durchaus nicht alt ist. Im Mittelalter hat man sie nicht gekannt, und unser Lichterbaum, der heute gewissermaßen den Mittelpunkt des Festes bildet, hat sich erst im 19. Jahrhundert über fast alle Länder verbreitet, wo Deutsche wohnen; in den früheren findet er sich nur vereinzelt, und vor dem siebzehnten ist er überhaupt nicht nachweisbar. Und ebenso steht es mit dem Verteilen der Gaben unter dem Christbaum. Noch Sebastian Franck kennt in seinem Weltbuch diesen Brauch am Weihnachtstage nicht; er erzählt nur, daß es zu seiner Zeit gang und gäbe sei, am Neujahrstage Geschenke zu machen, eine Sitte, die wir in einzelnen Gegenden und auch bei anderen Völkern noch heute antreffen, und die

von den Römern zu uns gekommen iſt. Mehrfach wird ſie, beſonders in Süddeutſchland, am Nikolaustage (6. Dezember) eingehalten. Im Mittelalter und in den folgenden Jahrhunderten ſtand beim eigentlichen Chriſtfeſt die kirchliche Feier im Vordergrunde, aber daneben finden wir in der ganzen Weihnachtszeit eine Menge Sitten und Gebräuche, die ſich erhalten haben. Sie ſind verſchiedenen Urſprungs: die einen ſtammen aus der heidniſchen Zeit der Germanen, andere hat die Einführung des Chriſtentums mit ſich gebracht, noch andere ſind erſt in ſpäteren Jahrhunderten entſtanden oder in Anlehnung an andere Feſtgebräuche geſchaffen worden. Schon unſeren heidniſchen Vorfahren waren die Wochen, wo die Natur abgeſtorben war und ſich zu neuem Leben vorbereitete, eine heilige Zeit. Das waren die Tage, wo die Sonne fern war, wo die Geiſter, die Seelen der Abgeſchiedenen, ihr Weſen mehr als ſonſt trieben. Im Freien, vor allem in den Wäldern, heulten die Stürme: dieſe mögen die erſte Veranlaſſung zum Glauben an das Treiben der Toten gegeben haben. Bald fuhren dieſe allein, bald vom Wind- und Totengotte geführt, durch die Lüfte. Bis auf den heutigen Tag haben ſich jene alten Mythen vom wütenden oder vom Wodesheere oder vom wilden Jäger erhalten, denen ſich unter römiſchem Einfluſſe die einer weiblichen Führerin, der Perchta oder Frau Holle, zur Seite ſtellen. Aus der Schar der unterirdiſchen Holden iſt letzterer ihr Name geworden. Zu Ehren dieſer fahrenden Geiſter und ihres Führers fanden Opfer und Opferſchmäuſe ſtatt. Für dieſe war die Zeit beſonders geeignet: das Vieh ſowohl wie die Äcker lagen in Ruhe, und demnach hatte auch der Menſch wenig Arbeit. Der Mangel an Futter und der Haushalt hatten dann weiter gefordert, daß ein Teil der Haustiere geſchlachtet worden war, und ſo waren Mittel für die Feier des Feſtes genügend vorhanden. An dieſen Opferſchmäuſen nahmen die Toten nach dem Glauben des Volkes ſelbſt teil: an gewiſſen Orten, beſonders an Kreuzwegen, tafelte man ihnen auf; ihr Führer erhielt auf der für ihn beſtimmten Opferſtätte ſeinen Anteil. War jemand während des verfloſſenen Jahres in der Familie geſtorben, ſo wurde ihm an dem Platze, wo er bei Lebzeiten geſeſſen hatte, der Tiſch gedeckt. In jener Zeit trieben auch Geiſterbanner und Wahrſagerinnen ganz beſonders ihr Weſen, denn die Seelen der Abgeſchiedenen konnten in ferne Gegenden und in die Zukunft ſehen und waren dem dienſtbar, der es verſtand, ſie durch Zauber zu locken und zu bannen. Die erregte Phantaſie glaubte dann, jene Geiſter mit Augen zu ſchauen, bald in

menschlicher, bald in tierischer Gestalt. Solche Erscheinungen wurden von den Menschen festgehalten: diese ahmten sie nach und zeigten sich dann ihren Mitmenschen in allerlei Nachbildungen.

Alle diese Züge altgermanischen Glaubens und Kultes können wir noch heute zur Weihnachtszeit in den Sitten und Gebräuchen, im Aberglauben bei unserem Volke wiederfinden. Es ist besonders die Zeit der Zwölf Nächte oder der Unternächte, d. h. der Zwischennächte, wie sie der Vogtländer nennt, oder der Lostage, d. h. der Schicksalstage, an denen wir sie beobachten können. Diese Tage fallen in den einzelnen Gegenden Deutschlands verschieden. Unter christlichem Einflusse sind sie auf die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag festgelegt worden; in Schlesien sind es die zwölf Tage vor Weihnachten, in Mecklenburg und Franken die zwölf ersten Tage des neuen Jahres. Nach christlicher Umdeutung treiben die Hexen an ihnen ihr Wesen. Die Geister fahren noch heute im Glauben des Volkes durch die Lüfte, nicht selten die Seelen von Ungetauften und Verbrechern, und daher vom Teufel geführt. Deshalb muß man an diesen Tagen das Vieh im Auge behalten, muß ihm besonderes Futter geben, muß vor der Schwelle oder an die Wand des Stalles das Kreuz oder an den Türen die Buchstaben C+M+B+, die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige, befestigen oder zeichnen. Die Alltagsarbeit muß ferner zu dieser Zeit ruhen: in ganz Norddeutschland herrscht noch heute der Glaube, daß der wilde Jäger dem Schaden zufüge, der arbeite, und wenn an diesen Tagen das Mädchen am Spinnrocken sitzt, dann kommt Frau Holle oder die Perchta und zerzaust die Spinnerin oder besudelt sie und den Rocken. Im altfränkischen Gebiet kommt Ungeziefer oder Krankheit in das Haus, in dem während der Zwölf Nächte gearbeitet worden ist, oder der Wolf fährt in die Herde des Besitzers. In den katholischen Ländern Oberdeutschlands geht der Hausvater durch alle Gemächer, Ställe und Wirtschaftsgebäude seines Besitztumes, besprengt sie mit Weihwasser und durchräuchert sie mit Weihrauch, weshalb hier diese Tage Rauch- oder Rauhnächte genannt werden. Aber auch diese Sitte, in der alter heidnischer Aberglaube und christliche Frömmigkeit einen merkwürdigen Bund eingegangen sind, ist, wie alle anderen jener Zeit, nicht auf zwölf Tage beschränkt, sondern erstreckt sich auf den ganzen Zeitraum von St. Andreas bis Epiphanias.

Die Weihnachtszeit ist ferner im Volksglauben die Zeit der Weissagung, die Zeit des Zaubers. Daher die Bezeichnung Lostage. Mit

dem Andreastage (30. November) beginnt dieſe Zeit der allgemeinen Prophetie, hinter der etwas mehr ſteckt als kindiſcher Scherz: es iſt der naive Wunſch unſeres Volkes, hinter den Schleier der Zukunft zu ſchauen, ein Zug, der in erſter Linie dem weiblichen Geſchlechte eigen iſt. Erwachſene, unverheiratete Mädchen ſind es vor allem, die an dieſen Tagen eine Frage an das Schickſal ſtellen und zu erfahren ſuchen, ob ſie ihr Lebensziel, die Verheiratung, im kommenden Jahr erreichen werden, und was für ein Mann ihnen zugedacht ſei. Am meiſten verbreitet iſt die Sitte des Bleigießens: aus der Form, die das geſchmolzene Blei annimmt, wird die Geſtalt oder die Beſchäftigung des Zukünftigen erſchloſſen. Hinter den Rücken geworfene Apfelſchalen zeigen den Anfangsbuchſtaben des zukünftigen Bräutigams. In den meiſten Gegenden Deutſchlands findet ſich ferner das Schuh- oder Pantoffelwerfen. Die Mädchen werfen, mit dem Rücken nach der Tür gekehrt, einen Schuh hinter ſich; liegt dieſer mit der Spitze nach der Stube zu, ſo kommt im folgenden Jahre der Bräutigam. Die Richtung der Schuhſpitze weiſt dabei noch auf die Gegend, woher er kommt. Die mannigfachſten Mittel hat ſich bei dieſer Art des Orakels die kindliche Phantaſie des Volkes ausgedacht, um durch ſie die Zukunft zu erfahren. Dabei iſt man auch auf Dinge gekommen, die von dem Gemüte unſeres Volkes Zeugnis geben: die Tiere, für die das Mädchen zu ſorgen hat, beſonders Hühner und Schweine, geben ihm an dieſen Lostagen die beſte Auskunft. So geht die Jungfrau in vielen Gegenden Mittel- und Norddeutſchlands des Nachts an den Hühnerſtall und klopft dreimal an die Tür; meldet ſich zuerſt der Hahn, ſo macht ſie in dieſem Jahre Hochzeit, meldet ſich dagegen die Henne, ſo bleibt ſie noch ledig. Auch zum Waſſer, in dem ja nach der Auffaſſung unſerer Vorfahren geheimnisvolle Kräfte walten, wird oft die Zuflucht genommen: gewiſſe Brunnen oder Quellen zeigen dem Mädchen in der Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr das Bild des zukünftigen Geliebten.

Solches Schickſalsfragen, das tief in unſerem Volkstum wurzelt, wird nicht nur am Andreasabend, ſondern auch am Thomastage (21. Dezember), am Chriſtabend, am Silveſter vorgenommen. Und nicht allein für die Mädchen, ſondern für das ganze Volk ſind dieſe Tage Schickſalstage. Was in den Zwölf Nächten geträumt wird, geht in Erfüllung. Beſonders die bäuerliche Bevölkerung achtet genau auf die Erſcheinungen in dieſer Zeit. Man ſchneidet ferner faſt in ganz Mitteldeutſchland eine Zwiebel in zwölf Stücke, beſtreut dieſe mit Salz und legt ſie ſo der Reihe

nach hin, durch jedes einen Monat bezeichnend; derjenige Monat, auf deſſen Stück das Salz beſonders feucht iſt, wird naß ſein. Andernorts tut man dasſelbe mit zwölf Nußſchalen, die mit Salz oder mit Mehlhäufchen gefüllt ſind. Eine beſondere Rolle ſpielt in Oberdeutſchland bei dieſem Orakel der Schatten. Sieht man ſeine Geſtalt am Chriſtabend an der Wand ohne Schatten, oder kann man beim Heimgange von der Mette ſeinen eigenen Schatten ſchauen, ſo ſtirbt man im folgenden Jahre. Auch dieſer Aberglaube vom Künden des Todes wuchert in unzähligen Formen und ſteckt ſo tief in unſerer Volksſeele, daß nicht ſelten ſelbſt der Gebildete und Aufgeklärte unwillkürlich in ſeinem Banne ſteht.

Der Weihnachtszeit eigentümlich ſind weiter das Auftreten und die Umgänge verſchiedener Geſtalten, denen man meiſt Namen aus der Heiligengeſchichte gegeben hat, und die Weihnachtsſpiele, in denen die Heiligen der Kirche und ähnliche Perſonen erſcheinen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie an die Stelle älterer, heidniſcher Vorbilder getreten ſind, denn Konzilien, Bußordnungen und Satzungen der Fürſten eifern ſchon im früheſten Mittelalter unausgeſetzt gegen den Mummenſchanz in der Weihnachts- und Neujahrszeit, den ſie als heidniſch bezeichnen und auszurotten ſuchen. Man hat den alten Geſtalten nur neue Namen, neue Form gegeben, ſonſt läßt man ſie, auch hier zäh am Hergebrachten feſthaltend, nach wie vor ſchalten und walten. In ihnen zeigt ſich aber ein Stück Gemüts- und Geiſtesleben unſeres Volkes; ſie legen Zeugnis von ſeinem friſchen Humor ab, von ſeinen geſunden erzieheriſchen Grundſätzen, aber auch zugleich von ſeiner tiefen Religioſität. Nicht überall ſind chriſtliche Perſonen an Stelle der altheidniſchen getreten; namentlich in Norddeutſchland hat ſich auch in dieſen Anſchauungen bis heute das Alte erhalten. Hier huſcht noch der alte Schimmelreiter durch die Straßen, ein Burſche, dem vor die Bruſt ein Sieb mit langer Stange gebunden iſt, an der ſich ein Pferdekopf befindet. Ihm geſellt ſich in Pommern der Klapperbock zu, der wie der ſkandinaviſche Julbock die Kinder, die nicht beten können, ſtößt und erſchreckt. Jener wirft unter die Kinder Äpfel und Nüſſe, wodurch er ſie mit ſeiner abſchreckenden Geſtalt zu verſöhnen ſucht. In Schwaben erſcheint der Schimmelreiter als Pelzmärte oder Buzegraale. In einem großen Teile Mittel- und Süddeutſchlands iſt an ſeine Stelle ſeit dem 17. Jahrhundert Knecht Ruprecht, in anderen Gegenden, vor allem im nordweſtlichen und ſüdlichen Deutſchland, der Kalenderheilige Nikolaus getreten. Am erſten Adventſonntage pflegt er ſeinen erſten Umgang zu halten, andernorts

am 6. Dezember oder am Abend vorher. In manchen Gegenden begleitet ihn das Chriſtkindlein, in Oberdeutſchland auch hier und da die Perchta. Dann beſtraft er die faulen und ungezogenen Kinder, während das Chriſtkind die guten und fleißigen belohnt. Nicht immer zeigt auch dieſer Weihnachtsmann, zumal wenn er allein auftritt, ein erſchreckendes Äußere. Schon in Mitteldeutſchland hat ſeine Geſtalt eine mildere Form. Hier iſt Knecht Ruprecht meiſt eine alte, ehrwürdige Geſtalt mit langem, weißem Bart und erweckt mehr Ehrfurcht als Schrecken. In den katholiſchen Gegenden Oberdeutſchlands erſcheint St. Nikolaus im Biſchofsgewand, mit der Biſchofsmütze und den Biſchofsſtab in der Hand. Dann gibt er auch nicht ſelten gute Lehren und ermahnt die Kinder zum Fleiß und Gehorſam. Oft teilt er dabei nicht nur Äpfel und Nüſſe, ſondern auch Backwerk und Geſchenke aus. Wird doch in verſchiedenen Gegenden Weſt- und beſonders Nordweſtdeutſchlands am St. Nikolausabend (5. Dezember) feierlichſt durch den St. Nikolaus beſchert.

So iſt überall die alte Geiſterwelt unſerer Vorfahren von chriſtlichen Formen umkleidet, von erzieheriſchen Gedanken durchwoben. Aber ſie hat ſich ſtellenweiſe auch noch in alter Form erhalten. Hierher gehört vor allem der Spuk, den man in Oberdeutſchland während der Knöpfles- oder Boſſelnächte, wie ſie der Schwabe nennt, treibt. Da tun ſich junge Leute oder Kinder zuſammen, lärmen durch die Straßen des Ortes, klopfen mit Hämmern und Ruten an die Türen und werfen Erbſen oder Linſen an die Fenſter der Häuſer. Das geſchieht an den Donnerstagen in der Adventszeit.

Eine ſchöne Sitte, die heute in verſchiedenen Gegenden namentlich Mitteldeutſchlands wieder aufzublühen ſcheint und in Oberdeutſchland nie ganz geſchwunden iſt, ſind die deutſchen Weihnachtsſpiele. Wir können ſie bis ins früheſte Mittelalter zurückverfolgen; ſie haben aller Wahrſcheinlichkeit nach in den Klöſtern ihren Urſprung und ſind von hier aus ins Volk gedrungen. Sie ſind unter ſich ziemlich verſchiedenartig nach der Örtlichkeit und der Art ihrer Aufführung, aber nur eines wollen ſie alle bezwecken: die Darſtellung und Feier der Geburt Chriſti in einer Weiſe, wie ſie dem deutſchen Gemüte entſpricht. In dieſe Spiele haben ihre Verfaſſer, ſchlichte Männer aus dem Volke, ihre Auffaſſung von der Menſchwerdung Chriſti gelegt, und ſo hat man dieſe Dichtungen mit vollem Rechte ein wichtiges Stück alten deutſchen Volkstums genannt, aus dem man deutſche Art in Gedanken und Worten erkennen kann. Hand in Hand mit dieſen Weihnachtsſpielen gehen die

Aufstellung von Krippen, die ursprünglich in Kirchen, später aber auch in den Häusern stattfand, und die damit verbundenen Krippenspiele, die man noch jetzt mehrfach in den mitteldeutschen Gebirgen findet.

Im Mittelpunkte der Weihnachtszeit steht heute die Feier der Geburt Christi. Nach den gottesdienstlichen Vorschriften des römischen Bischofs Liberius ist der Tag der Menschwerdung Christi, der früher ganz verschieden gefeiert wurde, im Jahre 354 auf den 25. Dezember festgelegt worden, und seitdem wird an diesem Tage, wie in der ganzen abendländischen Kirche, auch bei den germanischen Völkern das Christfest gefeiert. Mitten in der Zeit, wo die Natur abgestorben zu sein scheint (vgl. S. 50), in den Tagen, die schon in heidnischer Zeit Festtage waren, das Geburtsfest des Heilandes zu feiern, der die Menschheit vom Wahne der Finsternis befreit hat, das Fest, an dem sich der Mann zu einem Kinde herabläßt, um es zu verehren, an dem die Kinder gleichen Anteil nehmen wie die Erwachsenen, das war ein Gedanke, der an die tiefsten Saiten unserer Volksseele anschlagen und freudig von ihr aufgenommen werden mußte. Wohl ist lange Zeit das Christfest ein überwiegend kirchliches Fest gewesen, aber aus ihm heraus und neben ihm hat sich ein Familienfest entwickelt, wie wir es bei keinem anderen Volke finden: das Weihnachtsfest in seiner heutigen Form ist der lebhafteste Ausdruck deutschen Gemütes am deutschen Herde, die schönste Poesie, die ein ganzes Volk besitzt. Wir brauchen nicht zu suchen und zu prüfen, ob die einzelnen Sitten und Gebräuche, die heute unser Weihnachtsfest zu einem echten Familienfeste stempeln, germanisch-heidnischen oder christlichen oder fremden Ursprungs sind: mögen sie ererbt oder von außen gekommen sein, sicher ist, daß sie sich nicht erhalten hätten oder nicht aufgenommen worden wären, wenn sie in der Seele des deutschen Volkes keinen Widerhall gefunden hätten.

Schon Wochen vor dem eigentlichen Christtage zieht durch die Zurüstungen auf das Fest ein Stück Poesie in fast jedes Haus. Bei verschlossenen Türen werden die Gaben für die Angehörigen vorbereitet. Selbst den Familienvater fesselt es an diesen Tagen und Abenden mehr an das Heim und an eine außergewöhnliche Arbeit als sonst. Unter den Kindern herrschen Heimlichtun und Flüstern, Sehnsucht und erwartungsvolle Freude. Dem Mitgefühl für die darbenden Mitmenschen ist zu keiner Zeit das Herz so weit geöffnet wie in diesen Wochen. Auf der Straße und in den Stuben hört man fast zu allen Tageszeiten aus dem Kindermunde das Lied vom Christkindlein, von der Heiligen Nacht

und vom grünen Tannenbaume. Und wenn dann auf dem Markte des Ortes mitten im Winter vorübergehend ein Fichten- oder Tannenwald entſteht und im Hauſe Nüſſe und Äpfel vergoldet und der Weihnachtsſtollen gebacken wird, da erreicht die Spannung des kindlichen Gemütes ihren Höhepunkt, und die Stunden bis zum Chriſtabend werden gezählt, wo Vater oder Mutter die Kinderſchar zu den mit Äpfeln, Nüſſen und anderem Naſchwerk geſchmückten Lichterbaum ruft, unter dem das Feſtgebäck prangt, die Feſtgaben ausgebreitet ſind. Der Ruf unter den Chriſtbaum iſt zugleich das Zeichen zum Beginn der Familienfeier. Zuvor jedoch muß faſt in allen Gegenden Deutſchlands nach alter guter Sitte (und gottlob hat ſich dieſe auch in den größeren Städten in ihrer Friſche erhalten) das Gotteshaus beſucht und hier das Evangelium von der Menſchwerdung Chriſti angehört werden. Mag das Gehöft auch noch ſo entfernt von der Kirche liegen, mag es draußen auch noch ſo ſehr ſchneien und wettern, ein Chriſtfeſt ohne Beſuch der Chriſtmette iſt noch in vielen Gegenden Deutſchlands undenkbar, ebenſowohl im katholiſchen Süden wie im proteſtantiſchen Norden. Und mit der Herrſchaft muß ſich auch das Geſinde an dieſem Kirchgange beteiligen.

Unter allen Gebräuchen am Weihnachtsfeſte knüpft ſich an den Lichterbaum die ſchönſte Poeſie. Um ſeinem Magdale wenigſtens dieſe nicht zu zerſtören, wurde der Pecherlenz, der ſein Lebtag keinem ein Haar gekrümmt hatte, zum Waldfrevler und betäubte die Stimme des Gewiſſens, die ihn warnte, das Chriſtbäumlein im Walde ſeines Herrn abzuſchneiden (Roſegger). Weder in der Hütte noch im Palaſt darf heute der leuchtende Tannenbaum fehlen. Er iſt noch nicht ſo alt, wie man glauben könnte. Die älteſten Nachrichten von dem Tannenbaum auf dem Weihnachtstiſche ſtammen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und weiſen nach dem Elſaß, nach Straßburg. Damals prangte der Baum nur mit Roſen aus buntem Papier, Flittergold, Zuckerwerk, Äpfeln und dergleichen; die Lichter ſtrahlten noch nicht von ihm herab. Auch im ganzen 17. Jahrhundert werden ſie noch nicht erwähnt; aus dem Norden ſcheint dieſe Sitte zu uns gekommen zu ſein und ſich dann ganz beſonders im erſten Drittel des 18. Jahrhunderts ſehr ſchnell in allen Gegenden, wo die deutſche Zunge klingt, verbreitet zu haben. Die Liebe zur Natur, vor allem zu dem Walde, wurzelt ja tief in unſerem Volke. Im Mittelalter herrſchte allerorten der Glaube, daß ze wîhen nahten die Bäume blühten, ja daß die Apfelbäume Früchte trügen, und noch heute pflegt man Zweige von Obſtbäumen

am Andreastage zu pflücken und ins Wasser zu setzen, damit sie zu Weihnachten blühen. Solche Sehnsucht nach der Natur und solche Freude an ihr ließ die anfangs örtlich beschränkte Sitte, die grünen Bäume des Winters, Tannen oder Fichten, in die menschlichen Wohnungen zu tragen, überall Anklang finden und sich schnell fortpflanzen. Zu dem Grün gesellte sich der Glanz der Kerzen, die Licht und Freude in der Stube verbreiten sollten. Wo der Deutsche hinkommt, nimmt er diese Sitte mit. Als unsere Krieger 1870 auf Frankreichs Boden standen, hat es wohl wenige Regimenter gegeben, die sich am Christabend keinen Tannenbaum angezündet hätten, und auch im jüngsten Krieg prangte er überall, wo Deutsche im Felde standen: deutsche Weihnachten im Feindeslande.

Wie der Lichterbaum hat sich auch das Weihnachtsgeschenk in geschichtlicher Zeit erst allmählich entwickelt. In Anlehnung an altrömische Sitte hat man sich früher am Neujahrstage gegenseitig beschenkt, wie es in den romanischen Ländern noch heute geschieht. Später ist vielfach der Nikolaustag oder -abend dazu verwendet worden, wie S. 54 erwähnt wurde. Am Christtage die Geschenke unter den Weihnachtsbaum zu legen, hat wahrscheinlich im protestantischen Deutschland seinen Ursprung. Heute fehlt das Christgeschenk wohl nirgends in deutschen Landen, und überall, wo wir es finden, zeigt sich auch, daß die Freude, zu geben, größer ist als die Freude, Gaben zu empfangen.

Wie an allen Tagen der Freude spielt auch am Christfest das Essen und Trinken bei dem Deutschen eine besondere Rolle. Oft sind es ganz bestimmte Gerichte, die an diesem Tage gegessen werden; sie sind nach den einzelnen Gegenden verschieden, Fisch und Backobst treten vor allem hervor. Auch besonderes Gebäck muß am Christfest in der Familie genossen werden. Im östlichen Mittel- und Norddeutschland ist es die Christstolle oder der Stollen, in Schwaben das Huzelbrot, bei dem bayrischen Stamme das Klozenbrot, das zu dieser Zeit in keiner Familie fehlen darf. Auch Honigkuchen gibt es an diesem Tage fast in jedem Hause. Mit solchem Gebäck sucht man auch die Armen zu erfreuen. Aber nicht nur die darbenden Mitmenschen sollen Anteil an der allgemeinen Freude haben, sondern auch die Tiere erhalten an diesem Festtage besseres Futter als sonst. Eine besonders schöne Sitte, die wir vereinzelt auch in Oberdeutschland, allgemein bei unseren Stammesbrüdern in Norwegen finden, ist das Füttern der Vögel zu Weihnachten: hier gibt es fast kein Gehöft, wo wir nicht an den Zäunen oder auf den Dächern der

Häuſer und auf Bäumen ein Bündel Hafer befeſtigt ſehen, damit die befiederten Bewohner der Luft ihren Hunger ſtillen können.

Mit dieſem Zuge kindlichen Mitgefühls verlaſſen wir das deutſche Weihnachten und die Weihnachtszeit. Wie bei keinem anderen Feſt läßt ſich bei dieſem der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen der germaniſchen und romaniſchen Raſſe wahrnehmen: bei dieſer ſteht die prunkhafte Feier in der Kirche mit ihren rauſchenden Klängen und ihrer äußeren Pracht im Mittelpunkt des Feſtes, bei jener verlebt man die Stunden des Feſtes im Familienkreiſe; hier wird das Auge geſättigt, dort bringt das Feſt Nahrung für das Gemüt.

Man lebt vielfach in dem Wahne, Weihnachten ſei an die Stelle eines altgermaniſchen Feſtes getreten, das unſere Vorfahren zu Ehren der wiedererwachten Sonne gefeiert hätten. Nicht die geringſte Andeutung ſpricht für dieſe Annahme. Zur Zeit der Zwölf Nächte merkt der Naturmenſch noch nichts von einer Rückkehr der Sonne, von der er überhaupt erſt dann zu ſprechen pflegt, wenn er die Wirkung ihrer erneuten Kraft auf die Natur und auf ſich ſelbſt empfindet; dazu aber ſind die meiſt kalten und rauhen Tage des Januars wahrlich nicht angetan. Erſt im Februar macht es ſich allmählich fühlbar, daß wir uns der Sonne wieder nähern. Dies iſt die Zeit, wo heute unter kirchlichem Einfluſſe die Faſtnacht gefeiert wird: die Art und Weiſe der volkstümlichen Sitten und Bräuche, die wir an dieſen Tagen bei allen deutſchen Stämmen finden, läßt vermuten, daß an ihnen einſt unſere Vorfahren der wiederkehrenden jungen Sonne entgegengejubelt und ihr Spenden der Freude dargebracht haben. Noch heute iſt die volkstümliche Feier der Faſtnacht, d. h. des Frühjahrsfeuerfeſtes, an keinen beſtimmten Tag gebunden; ſie muß in den meiſten Gegenden Deutſchlands einſt im März ſtattgefunden haben und iſt nur in einzelnen Gebieten unter kirchlichem Einfluß auf einen früheren Zeitpunkt feſtgelegt worden. Daher ſind die älteſten volkstümlichen Bräuche auch nicht an die Faſtnacht gebunden, ſondern wir finden ſie ganz allgemein in der Faſtenzeit, die ja zum größeren Teil in den März fällt.

Waren die deutſchen Weihnachten ein beredtes Zeugnis für das Gemüt und den Familienſinn unſeres Volkes, ſo zeigen uns die Sitten und Bräuche der Faſtenzeit ſeine Freude an dem erwachenden Leben in der Natur, der es durch ſymboliſche Handlungen, harmloſen Scherz und fröhliche Gelage Ausdruck zu geben ſucht. Die Chronik des alten Kloſters Lorſch berichtet, daß im März des Jahres 1090 die prächtige Kirche und

ein großer Teil der Gebäude des Klosters durch Feuer vernichtet worden seien. Die Ursache dieses Unglücks war das Emporschleudern einer brennenden Holzscheibe bei einem am Abend der Frühjahrs-Tagundnachtgleiche stattfindenden Volksfeste gewesen. Dies ist das älteste Zeugnis für das Scheibenwerfen oder Scheibenschlagen in der Fastenzeit, das wir ausschließlich in Oberdeutschland, aber auch sonst in keinem anderen Lande Europas, antreffen. Noch heute ist diese Sitte im schwäbisch-alemannischen Gebiete ziemlich allgemein, muß sich aber früher weiter nördlich auch über Franken erstreckt haben. Aus dieser Gegend haben wir aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts das Zeugnis des Johannes Bohemus Aubanus, der zwar nicht von einem Scheibenschlagen, aber von dem diesem ähnlichen Scheiben- oder Radtreiben berichtet. Nach ihm erzählt davon Sebastian Franck in seiner „Wahrhaftigen Beschreibung aller Teile der Welt“: „Zu Mitterfasten flechten sie ein alt Wagenrad voller Stroh, tragens auf einen hohen, jähen Berg, haben darauf den gantzen Tag ein guten Mut, mit vielerley Kurtzweil, singen, springen, dantzen, Geradigkeit und anderer Abentheuer, umb die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassens mit vollem Lauff ins Thal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief.“ Daß in diesem Rad die Sonne sinnbildlich verkörpert werden soll, unterliegt keinem Zweifel. Man will durch dieses Feuer der Sonne gleichsam neue Kraft zuführen. Wie dieser Vorgang schon an und für sich ein Stück alten Glaubens und lebensvoller Poesie unseres Volkes ist, so wird er auch noch von der Poesie begleitet oder hat Veranlassung zu dichterischer Darstellung gegeben. Wo das Sonnenrad geworfen oder getrieben wird, da fehlt auch der Spruch in Versen nicht, der letzte Überrest einstiger Zaubersprüche. So singen die Burschen am Feldberg, wenn sie die Scheibe schlagen:

Schib, Schib, Schib,
Schib wol über de Rhi;
Weam soll denn die Schib si?
Die Schib got krumm,
Die Schib got grad,
Got reacht, got schleacht,
Sie got dem N. N. eaben reacht.
Got sie net, so gilt sie net.

In der Regel findet diese Feier am ersten Sonntage der Fastenzeit (Invokavit) statt, der nach ihr im Volksmunde Funkensonntag oder Schoffsonntag (d. h. Strohwischsonntag) heißt. Mit ihr verbunden ist das Anzünden von großen Strohfeuern, an denen man die Scheibe anbrennt. Diese Strohfeuer in der Fastenzeit sind noch heute verbreitet, und zwar auch in Gegenden, wo man nichts mehr vom Scheibenschlagen weiß. Dort, wo wir das Scheibenschlagen nicht finden, wird in der

Regel eine Strohfigur in dem Feuer verbrannt, in einigen Gegenden ſogar eine lebende Katze. Jene Strohpuppe wird dann die „Hexe“ genannt: ſie iſt wahrſcheinlich eine ſinnbildliche Darſtellung der dämoniſchen Mächte des Winters. Um das Feuer pflegen die Burſchen und Mädchen zu tanzen und zu jubeln; hier und da ſchwingen jene dabei brennende Fackeln. Die gleichen Sitten und Bräuche ſind auch in Norddeutſchland allgemein verbreitet, nur finden ſie hier nicht in der Faſtenzeit, ſondern erſt in der Oſterzeit ſtatt. Dieſe zeitliche Trennung gleicher Feiern mit demſelben religiöſen Hintergrunde dürfte ſich wohl daraus erklären, daß in Niederdeutſchland das Weichen des Winters ſich erſt etwas ſpäter bemerklich macht als in Süddeutſchland. Möglicherweiſe hat aber auch unter dem Einfluſſe der Kirche und der Faſtnacht, wie ſie in den ſüdeuropäiſchen Ländern gefeiert wurde, eine Verlegung der altdeutſchen Frühlingsfeier auf eine frühere Zeit ſtattgefunden, da ja Oberdeutſchland allein mit Italien in einem regen Wechſelverkehr geſtanden hat.

Auf einen ähnlichen alten Volksglauben wie die Frühjahrsfeuer iſt das Todaustragen zurückzuführen, das wir vor allem in dem fränkiſch-thüringiſchen Mitteldeutſchland antreffen, und das auch die ſlawiſchen Völker teilweiſe von uns angenommen haben. Es findet in der Regel am Sonntag Lätare ſtatt, der deshalb auch der Schwarze Sonntag oder der Roſenſonntag, in Schleſien der Sommerſonntag, in alter Zeit auch der Totenſonntag, heißt. In den meiſten Gegenden iſt das Todaustragen zu einem Kinderfeſt geworden. Die Knaben, gewöhnlich verkleidet, tragen eine Figur, welche den Tod, d. h. den Tod in der Natur, den Winter, darſtellen ſoll, herum und verbrennen ſie zuletzt oder werfen ſie ins Waſſer. Dabei ſingen ſie:

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kaſten.
Heute iſt Mittfaſten.

In mancherlei Geſtalt und unter mancherlei Namen — ſo heißt er in Schleſien „der alte Jude“ — wird der Winter in den einzelnen Gegenden aus dem Dorfbezirk getragen. Nicht ſelten, beſonders in Öſterreich, hat das Vertreiben des Winters Veranlaſſung zu dramatiſchen Scherzen gegeben. Burſchen ſtellen dann Winter und Sommer dar, und beide beginnen untereinander einen Streit, der natürlich mit dem Sieg des Sommers endet. Der Winter zeigt ſich in Pelzwerk und mit Pelzhandſchuhen

oder mit dem Dreſchflegel, der Sommer dagegen in weißem, lichtem Gewande oder mit einer Sichel in der Hand. Jede dieſer Geſtalten hat eine zahlreiche Kinderſchar in ihrem Gefolge, die den poetiſchen Worten der Streitenden lauſcht. In Steiermark wird zwiſchen Sommer und Winter ein förmlicher Rechtshandel eingeleitet, der mit der Verurteilung des Winters ſchließt. In dem einen wie dem andern Falle knüpfen ſich aber auch an dieſe ſinnbildlichen Darſtellungen Tanz und Gelage am Abend.

Die Faſtnachtszeit iſt außerdem reich an einer weiteren Reihe harmloſer Scherze, Vermummungen und Verſteckſpiele, die wir beſonders in Süddeutſchland finden; ſie haben ihre höchſte Blüte, faſt möchte man ſagen Ausartung, in den Karnevalen der großen Städte erlangt, die ſich mehr oder weniger unter ſüdeuropäiſchem Einfluß entwickelt haben und deshalb ein fremdes Reis am deutſchen Stamme ſind. Die Anfänge der Vermummungen in der Faſtenzeit ſind ſicher alt, und in ihrer einfachen Weiſe entſprechen ſie ganz dem deutſchen Volkscharakter mit ſeiner kindlichen, ſonnigen Heiterkeit und Lebensfreude, wie er uns in den harmloſen Verkleidungen der Weihnachtszeit entgegengetreten iſt. So geht das Hanſeli im Schwarzwalde mit einem Fuchsſchwanz auf dem Rücken und mit Flittergold geſchmückt umher und verteilt unter die Kinder Nüſſe und Äpfel, die es in einem Korbe bei ſich hat. In Tirol wirft der Hudler in ähnlicher Weiſe Brezeln unter die Jugend und ſchlägt dann mit ſeiner langen Peitſche die um das Gebäck Streitenden. Vom flachen Lande ſind dieſe harmloſen Beluſtigungen auch in die Städte gekommen, wo ſie beſonders die Zünfte gepflegt haben. Aus ihnen ſind die Feſte der Metzger, Böttcher, Küfer und anderer Innungen hervorgegangen, die faſt durchweg in der Faſtnachtszeit gefeiert wurden: am Tage durchzogen die Innungsgenoſſen in feierlichem Aufzuge die Stadt, und den Abend verbrachten ſie unter Tanz und Gelage. Bei dieſen Beluſtigungen ſpielt das Begießen mit oder Eintauchen in Waſſer eine Rolle, worin ein Überbleibſel alten Regenzaubers fortlebt.

Der Winter iſt vorüber, die Natur iſt erwacht und prangt in friſchem Grün, allerorten erklingt das Lied der munteren Vögel, Wege und Stege ſind wieder gangbar: der Mai iſt gekommen. Das ſind die Tage, die von jeher das deutſche Gemüt in freudigſte Stimmung verſetzt haben, die die Dichter des Mittelalters über alle Freuden der Welt erheben.

Sælic meie, dû aleine	Sel'ger Lenzmond, du alleine
trôstest al die welde gar	Bringeſt Troſt der ganzen Welt.

ſingt Ulrich von Lichtenſtein, und Walther von der Vogelweide:

Muget ir schouwen, waz dem meien
wunders ist beschert?
Seht an pfaffen, seht an leien,
wie daz allez vert.
Grôz ist sîn gewalt:
ine weiz obe er zouber künne;
swar er vert in sîner wünne,
dân ist nieman alt.
Uns wil schiere wol gelingen.
wir suln sîn gemeit,
tanzen, lachen unde singen,
âne dörperheit.
Wê wer wære unfrô,
sît die vogelîn alsô schône
schallent mit ir besten dône?
tuon wir ouch alsô!

Könnt ihr ſchauen, was den Maien
Wunders all belebt?
Seht die Pfaffen, ſeht die Laien,
Wie das alles lebt!
Groß iſt ſein' Gewalt,
Alles wird durch ihn vollbracht;
Wo er ſchwebt in ſeiner Pracht,
Da iſt niemand alt.
Frohſinn herrſcht in allen Dingen.
Fröhlich laßt uns ſein,
Laßt uns tanzen, lachen, ſingen
Anſtandsvoll und fein!
Wer iſt da nicht froh,
Wenn die Vöglein alſo ſchöne
Spenden ihre beſten Töne?
Tun wir auch alſo!

Was hier Walther anſtimmt, iſt das Echo der deutſchen Volksſeele. Keine Zeit wird von dem Volke, das ſo eng mit der Natur verwachſen iſt, ſo freudig begrüßt wie die Maientage, und dieſer Freude wird Ausdruck gegeben in mannigfaltigen Beluſtigungen, Sitten und Gebräuchen, die wir in gleicher oder ähnlicher Weiſe in allen Gegenden Deutſchlands finden, und die heute noch fortleben, wie ſie ſchon im frühen Mittelalter die Gemüter bewegt haben. Man trifft ſie nicht immer am 1. Mai. Auch ſie ſind unter dem Einfluſſe der Kirche auf ein kirchliches Feſt verlegt worden, auf das Pfingſtfeſt, das daher in vielen Gegenden zu einem Volksfeſt in der freien Natur geworden iſt, an dem die kirchliche Seite ganz zurücktritt. Am allgemeinſten von den Maigebräuchen iſt die Einholung und die Aufpflanzung der Maibäume, eine Sitte, die wir ſchon im 13. Jahrhundert überall verbreitet finden. Die Glieder einer Gemeinde oder die Bürger einer Stadt, die Genoſſen einer Zunft ziehen am 1. Mai oder zu Pfingſten hinaus in den Wald, um den Mai zu ſuchen. Hier holen ſie junge Bäume, meiſt Birken oder Tannen, tragen dieſe heim und pflanzen ſie vor dem Haus oder dem Viehſtall auf. Nicht ſelten werden dieſe Maibäumchen unter dem Abſingen von Liedern von Haus zu Haus getragen. Die Träger, die ſogenannten Maien- oder Pfingſtknechte, heiſchen in den einzelnen Häuſern Gaben an Wurſt, Speck, Eiern und dergleichen. In vielen Gegenden ſetzen die Burſchen den Mädchen Maibäume. Dabei offenbart ſich der Sinn unſeres Volkes für Ehre und Recht: ein Mädchen, das Wankelmut in

der Liebe zeigt oder unkeusch gewesen oder zänkisch ist, erhält einen Strohmann oder einen dürren Baum vor ihre Tür. Diese Ehrenstrafen, die an die Maie angeknüpft sind, finden wir nur bei den Germanen, während das Pflanzen des Maibaumes sich auch bei romanischen und den westslawischen Völkern nachweisen läßt.

Neben diesen Maibäumen, die ja heute von Händlern nach der Stadt gebracht und am Pfingstabend vor den Häusern aufgepflanzt werden, kennt man noch in vielen Gegenden Deutschlands den großen Maibaum, den Maibaum des Ortes, die Maistange. In ihr haben wir einen echt deutschen Brauch. Auch sie ist in der Regel eine Birke oder Tanne, nur wählt man dazu besonders große. Auf gemeinsamen Beschluß der ganzen Gemeinde wird sie aus dem Walde geholt und im Mittelpunkte des Ortes oder auf dem Markte der Stadt aufgepflanzt. Der Baum muß sorgfältig gehütet werden, da die Nachbargemeinden ihn zu entführen suchen. Gelingt dies, so muß er ausgelöst und dann in feierlichem Aufzuge zurückgebracht werden. Fast durchweg wird dieser Baum seiner Äste beraubt; nur die Krone behält er. In dieser werden Bänder, Tücher, Kuchen, Würste und andere Dinge befestigt, die die Burschen durch Klettern zu erwerben suchen. Auf unseren Schützenfesten lebt dieser Maibaum in der Kletterstange fort. Um den Maibaum wird auch ein Reigen aufgeführt, an dem sich kein Mädchen von makelhaftem Ruf beteiligen darf (Taf. 3, Abb. 2). Vielfach findet dieser Tanz auch unter der Dorflinde statt.

Doch nicht nur ein Baum wird aus dem Wald in das Dorf, in die Stadt gebracht, sondern der Mai selbst mit all seiner Kraft, der Wachstumsgeist der neu erwachten Natur soll herbeigeführt werden. Wir lesen bei den mittelhochdeutschen Dichtern wiederholt, daß der Mai König genannt und als solcher feierlichst begrüßt wird. In ungezählten Sitten und Gebräuchen, die sich in allen germanischen Ländern nachweisen lassen, hat sich ein Nachklang des heidnischen Ursprungs erhalten, ein Nachklang, der mehrfach an das Nerthusfest des Tacitus erinnert. In vielen Gegenden Deutschlands spielt am Pfingstfest der Maikönig eine hervorragende Rolle. Er wird meist von der Dorfjugend oder von den Burschen aus ihrem Kreise gewählt, mit frischem Grün umhüllt und in feierlichem Zuge nach dem Ort gebracht. Ihm zur Seite stehen die verschiedenen Diener des Königs, die der Wirklichkeit entnommen, und denen bestimmte Gestalten gegeben worden sind. Auf eine ältere Zeit weisen Koch und Kellermeister, auf eine spätere Oberst, Rittmeister, Fähnrich. Zwei der angesehensten Burschen in stattlichem Anzuge mit

weißen Stäben führen den Zug an, Muſik begleitet ihn. So zieht man in den Ort ein, wo an beſtimmtem Platze oder vor dem Wirtshauſe Halt gemacht wird. Während des Zuges ſind überall für den König Gaben geſammelt worden, die meiſt in Eßwaren beſtehen und am Abend von der Geſamtheit verſpeiſt werden, denn auch bei dieſer Feier ſchließen Tanz und Gelage das Feſt. An manchen Orten wird der König mit Waſſer begoſſen oder in den Teich oder Bach getaucht, hier und da wird auch die Laubhülle, die ihn umgibt, verbrannt. In dieſem Falle ſcheint das Todaustragen des Winters aus der Faſtenzeit mit dem Maikönig der Pfingſten vermengt zu ſein. Dasſelbe iſt wohl auch bei den anderen Geſtalten der Fall, welche die Volksluſt in dieſer Zeit auftauchen läßt. So kennt man in Thüringen den Grünen Mann, das Laubmännchen, im Erzgebirge den Wilden Mann, im Elſaß das Pfingſtklötzl, in Bayern das Pfingſtl, in Schwaben den Latzmann und andere. Nicht immer ſind ſie in Laub gehüllt, ſondern oft auch in Stroh. Auch ſie werden nach dem Ort gebracht, und hier wird ihre Hülle unter allgemeinem Jubel ins Waſſer geworfen oder gepeitſcht oder verbrannt. Alſo auch hier der alte Regenzauber. Zuweilen wird die Geſtalt zuvor mit Ruß oder ſchwarzer Farbe beſtrichen. Daß dieſe Figur den Dämon des neuen Sommers darſtellen ſoll, iſt durchaus unwahrſcheinlich; vielmehr ſcheint ſie die vergangene Jahreszeit zu verſinnbildlichen, der im Mai der Garaus gemacht wird, wofür auch die Tatſache ſpricht, daß man ſie in einigen Gegenden in der Faſtnachtszeit antrifft. Der Volkshumor hat an den Scherzen Vergnügen gefunden und hat ſie daher andernorts an den Pfingſtkönig geknüpft; wenn wir weiter in der Geſchichte zurückgehen, können wir ſogar noch die doppelten Geſtalten in derſelben Gegend nebeneinander finden.

Der Maikönig hat auch Aufnahme in den Städten gefunden. Hier erſcheint er als Maigraf und bildete den Mittelpunkt des Mai- oder Pfingſtfeſtes der mittelalterlichen Schutzgilden in den hanſeatiſchen Städten Niederdeutſchlands und Skandinaviens. Der zum Maigraf Gewählte behielt ſeine Würde ein ganzes Jahr. Mit ihm ritten vom 15. bis zum 17. Jahrhundert am 1. Mai oder zu Pfingſten die Gilden hinaus ins freie Feld, wo man einen neuen Maigrafen wählte, den man mit einem Kranze ſchmückte und in feierlichem Zuge nach der Stadt führte. In der Gildeſtube mußte dann der alte Maigraf einen großen Feſtſchmaus ausrichten. Das Maigrafenfeſt, das hierauf folgte, dauerte in der Regel mehrere Tage, an denen fröhliche Ausritte und feſtliche Trinkgelage

stattfanden. Mit ihm waren meist Schützenfeste verbunden, die sich ja in vielen Städten bis heute erhalten haben und noch vorwiegend in der Pfingstwoche veranstaltet werden. Hier und da nahm der Rat am Feste teil, empfing den Maigrafen feierlichst und gab selbst ein großes Gelage. Als diese von Haus aus harmlosen und einfachen Feste in Üppigkeit ausarteten, sah sich die Obrigkeit genötigt, durch Verordnungen dagegen einzuschreiten: sie sind auf deutschem Boden heute fast ganz verschwunden und mit ihnen ein Stück Poesie aus den Mauern der Städte. Mag auch im Schützenkönig der alte Maigraf noch fortleben, die Freude an der wiedererwachten Natur, die diesen geschaffen hat, läßt sich in unseren Schützenfesten nicht wiederfinden.

Außer dem Maikönig kennt das deutsche Volk auch eine Maikönigin. Während die Sitten, die sich an den Maikönig knüpfen, eine gewisse Derbheit zeigen, spricht aus den Umzügen der Maikönigin das Zartgefühl unseres Volkes. Die Mädchen wählen aus ihrer Mitte die Schönste zur Pfingstkönigin, zieren sie mit Blumen und führen sie dann unter Gesang durch die Straßen des Dorfes. Vor jedem Hause hält man an, die Mädchen schließen um die Königin einen Kreis, singen althergebrachte Volkslieder und nehmen Gaben in Empfang. So verstreicht unter Gesang und Musik der ganze Tag. In anderen Gegenden treten Maikönig und Maikönigin nebeneinander auf; sie heißen dann das Brautpaar und werden ebenfalls in feierlichem Umzuge durch den Ort geführt. Der Maikönig, der von den Burschen erkürt ist, wählt sich seine Maikönigin, der er sich ein volles Jahr zu widmen hat. Nach der Wahl werden in feierlicher Sitzung die anderen heiratsfähigen Mädchen an ehrenhafte Burschen vergeben; jeder hat für sein Mädchen das ganze Jahr zu sorgen, hat sie bei allen Festlichkeiten abzuholen und heimzubegleiten. Das ist die eine Form der Mailehen, die wir in Thüringen, Hessen, Westfalen, den Rheinlanden verbreitet finden. Nach einer anderen werden die Mädchen angesichts des lodernden Maifeuers mit den meistbietenden Burschen auf ein Jahr vereint. Am Abend findet gemeinsamer Tanz unter der Linde statt; die durch die Versteigerung eingebrachten Gelder werden vertrunken. Das Mädchen kann seinen Käufer beim ersten Tanze durch einen Knicks ablehnen; heftet sie ihm dagegen eine Blume an die Kopfbedeckung, so erkennt sie ihn an. Auch bei dieser Festlichkeit wird streng auf die Ehrenhaftigkeit des Burschen und des Mädchens gesehen: das geringste Vergehen schließt von der Feier aus. So zeigt unser Volk auch in den Tagen der höchsten Lust und Freude sittlichen Ernst und den alten keuschen Sinn.

Mit der neuerwachten Natur regt ſich in unſerem lebenskräftigen und wettkampfluſtigen Volk auch der Trieb, die Kraft des Körpers, die Gewandtheit der Glieder zu proben, zu zeigen und an andern zu meſſen. Daher fallen in die Maien- und Pfingſtzeit die meiſten Spiele unſeres Volkes, die von jenen Eigenſchaften Zeugnis geben. Zu dieſen altdeutſchen Spielen gehört das volkstümliche Wettrennen, das bald zu Fuß, bald zu Roß ſtattfindet. In einigen Gegenden, wie in Schwaben, gehen dieſe Spiele bereits in der Oſterzeit vor ſich. Bei dem Wettrennen fehlt auch die luſtige Perſon nicht, der Spaßmacher, der dem an und für ſich ernſten Spiele einen heiteren Anſtrich gibt. Ein ſchlechtes Pferd und ein ſchalkhaftes Koſtüm kennzeichnen ihn: in kurzen, humoriſtiſchen Sinnſprüchen pflegt er den anweſenden jungen Mädchen, aber auch den Bauern in derber Geradheit und Offenherzigkeit die Wahrheit über ihr Tun und Wandeln oder ihr Äußeres zu ſagen. So ſpricht er in Schwaben:

„Bon (beim) K. is a Moab (Maid), ſitzt bon Taoa (Tor)
Wei (wie) a Krapa (Krähe), wei a Hetz (Elſter),
Hat ſe d' Kütl (Kleider) alla gefetzt."

oder zum Hofbauer: „De K. is a Muan (Mann), dear alls paſſeln (paſteln, ſelbſt machen) kuan." In Niederdeutſchland, wo das Pfingſtreiten unter der ländlichen Bevölkerung noch heute am verbreitetſten iſt, iſt vielfach das Ringſtechen mit dem Wettritt oder Wettlauf verbunden, eine Beluſtigung, die Kraft und Gewandtheit zugleich fordert, und die wir auch hier und da bei den Tirolern antreffen. An einem Stricke, der über zwei Pfählen liegt, iſt eine Scheibe mit fünf Löchern aufgehängt. Dieſe Löcher muß man nach beſtimmter Reihenfolge mit einem runden hölzernen Stecher, der faſt gerade ſo dick wie das Loch ſelbſt iſt, mitten im Lauf durchſtechen. Wer am ſchnellſten in der vorgeſchriebenen Reihenfolge die Löcher durchſtochen hat, iſt der Sieger.

An ſolchen Beluſtigungen nimmt natürlich die ganze Gemeinde regen Anteil. Die Alten ſchauen freudig zu und beurteilen die Leiſtungen der Burſchen, die Mädchen jubeln bei jedem Erfolg und ſpenden dann dem Sieger oder König ein ſeidenes Taſchentuch, wofür er freilich verpflichtet iſt, mit jeder am Abend zu tanzen, denn wie bei allen ſolchen Feſtlichkeiten fehlen auch bei dieſer Tanz und Gelage nicht.

Die nächſte volkstümliche Feſtzeit im Kreislauf des Jahres ſind die Tage der Johanniszeit, an denen die Sonne ihren Höhepunkt erreicht, die letzten Tage des Juni, an denen die Kirche das Gedächtnis Johannis

des Täufers und der Apoſtel Petrus und Paulus zu feiern pflegt. Um die Bräuche zu verſtehen, die an dieſen Tagen geübt werden, muß man ſich in die Seele des Landmanns verſetzen: das Getreide, der Lohn ſaurer Arbeit und die Hoffnung auf Gewinn, geht der Reife entgegen, ſeine Herden weiden in der freien Natur, bangen Herzens ſchaut er täglich nach dem Himmel, der in wenigen Stunden alle ſeine Hoffnungen vernichten kann. Iſt doch die Zeit des Hochſommers die Zeit, wo Hagel und Gewitter beſonders häufig auftreten, und wo ſich verheerende Krankheiten unter Tieren und Menſchen einſtellen. In ihnen allen treiben nach altem Glauben feindliche Dämonen ihr Weſen und bemühen ſich, dem Menſchen zu ſchaden. Gegen ſie ſucht er ſich zu ſchützen: aus der Abwehr gegen dieſe verderblichen Gewalten erklären ſich die meiſten Gebräuche, die wir in der Johanniszeit bei unſerem Volke finden, und die ſich bis in die früheſten Zeiten unſerer Geſchichte zurückverfolgen laſſen.

Das Feuer hat nach altgermaniſchem Glauben reinigende und Dämonen abwehrende Kraft. Bei Beſitzergreifung neuen Gebietes pflegten unſere Vorfahren mit einem Feuerbrande den erworbenen Grund und Boden zu umgehen, um das Land vor verderblichen Geiſtern zu ſchirmen. Unter chriſtlichem Einfluß iſt an Stelle des Feuers das Heiligenbild getreten; in vielen katholiſchen Gegenden umgeht mit dieſem noch heute der Geiſtliche das zu beſtellende Feld. In manchen Gegenden brennen auch in der Oſterzeit die Feuer auf den Feldern, ein Überbleibſel in der Sitte aus den Tagen, da man durch Feuer die Kraft der Sonne zu fördern glaubte. So können wir die abwehrenden Feuer zu verſchiedenen Zeiten, bei den verſchiedenſten Gelegenheiten beobachten. Aber nie ſpielen ſie eine ſo hervorragende Rolle in der Volksſitte wie zur Zeit der Sommerſonnenwende, zu der wir die Not-, Hagel- oder Johannisfeuer (Taf. 3, Abb. 1) in faſt allen Gegenden Deutſchlands finden. Sinnloſe, nichtsſagende Spielereien ſind dieſe Feuer nicht. Der Deutſche hat einen viel zu praktiſchen Sinn, als daß er ſolche unter ſich hätte aufkommen laſſen. Das Feuer des Holzſtoßes hat ihn belehrt, wie die Luft von ſchädlichen Stoffen, nach volkstümlicher Auffaſſung von feindlichen Dämonen, gereinigt werden könne, und ſo entſtand bei Seuchen oder anſteckenden Krankheiten das Notfeuer, gegen das ſchon die Synoden des 8. Jahrhunderts als einen heidniſchen Brauch ankämpfen. Es war urſprünglich an keine beſtimmte Zeit geknüpft, ſondern wurde entfacht, wenn epidemiſche Krankheiten unter Menſchen oder Vieh ausgebrochen waren, und zwar auf Beſchluß und mit Hilfe

der ganzen Gemeinde. Zuvor wurden alle Feuer des Ortes ausgelöſcht, denn nur Neufeuer oder wildes Feuer hatte reinigende Kraft. Dann zog alt und jung vor Sonnenaufgang nach einem feſtgeſetzten Platz und brachte hierher Nahrung für das neue Feuer mit. Dieſes mußte ein reiner Jüngling durch Reiben eines harten Holzes mit einem weichen entfachen (daher erhielt das Feuer den Namen „Notfeuer", d. h. durch Reibung erzeugtes Feuer), worauf jedes Glied der Gemeinde das Feuer nährte. Durch den brennenden Holzſtoß wurde dann das geſamte Vieh der Gemeinde dreimal getrieben, bis die Menſchen endlich ſelbſt durch die Flamme ſprangen. Zum Schluß nahm jede Familie etwas Feuer mit nach dem heimiſchen Herde, während die Aſche auf Felder und Wieſen geſtreut und den Tieren unter das Futter gemiſcht wurde.

Die Quellen berichten ausdrücklich, das Feuer ſei gegen die Drachen angezündet worden, ſo die Luft verpeſten. Nun trieben aber im Volksglauben die Drachen, d. h. die Krankheitsdämonen, vor allem in der Johanniszeit ihr Weſen, worüber uns ebenfalls mittelalterliche Quellen belehren. Daher kam man auf den Gedanken, der Gefahr der Verſeuchung vorzubeugen und das abwehrende Feuer jährlich in dieſer Zeit zu entzünden. So wurde das einmalige Notfeuer zum jährlich ſich wiederholenden. Dieſe Sitte der Notfeuer zur Sommerſonnenwende hat ſich in Niederdeutſchland bis ins 19. Jahrhundert in alter Friſche erhalten; in anderen Gegenden iſt ſie jedoch ſchon länger verblaßt, und das Johannisfeuer iſt nur als ſchwaches Abbild davon übriggeblieben. Auf die Art der Entfachung wird bei ihm nicht mehr geſehen, und an Stelle des heiligen Ernſtes iſt meiſt Scherz und harmloſe Fröhlichkeit der Jugend getreten. Aber auch in dieſer abgeſchwächten Form erinnert manches an den lebendigen Volksglauben. Hier und da glaubt man noch heute, daß dieſe Feuer vor Krankheiten und Unwetter ſchützen. So errichtet der Steiermärker an ſeinem Feld ein ſolches Feuer und ſpricht dabei:

O heiliger Johanni und Donati,
Behüte unſer Feld und unſer Vieh
Vor Blitz und Donner und Schauertoben,
Auf daß wir euch immer und ewiglich loben.

Ähnliches geſchieht in Bayern, Schwaben und anderen Gauen. In einigen Gegenden vertreibt nach dem Volksglauben das Hagelfeuer die Hexen. Auch den Sprung durch das Feuer können wir noch antreffen, in Oberdeutſchland, wo der Burſche gemeinſam mit ſeinem Mädchen über das Feuer zu ſpringen pflegt, in Mitteldeutſchland, wo es die

Knaben tun. Nur mit dem Vieh ist man vorsichtiger geworden: man hütet sich jetzt, es durchs Feuer zu treiben, aber in mehreren Gegenden führt man es am nächsten Morgen über die Asche und glaubt, dadurch auch ihm gegenüber seine Pflicht zu erfüllen. An anderen Orten wird um das Feuer getanzt. Auch werden nach alter Weise zuweilen Blumen oder Bänder, ja selbst Gebäck in das Feuer geworfen, damit es die Dämonen holen und sich dabei verbrennen, und manches Mädchen will aus ihm seine Zukunft lesen.

In den Vorbergen der Sudeten sehen wir am Johannisabend Hunderte solcher Johannisfeuer leuchten. Sie machen schon an und für sich einen erhebenden Eindruck. Aber hinter ihnen flammt ein Stück alten Volkstums auf, das uns belehrt, wie unsere Vorfahren in ihrer Weise die Rätsel der Natur zu lösen suchten. Alles Eifern der Geistlichkeit gegen diese altheidnische Sitte, die mahnenden Worte des heiligen Elegius im 7. Jahrhundert wie die Bestimmungen dagegen, die von Burchard von Worms herrühren, sind vergeblich gewesen: auch heute wird man die Sonnenwendfeuer bei der deutschen Bevölkerung Böhmens nicht auszurotten vermögen, trotz der scharfen Verfügungen, die eine vom Slawentum beeinflußte Regierung gegen diese alte Sitte erläßt. Ja die Deutschen Böhmens haben an ihr sogar den nationalen Gedanken entfacht und sehen in dem Johannisfeuer ein Stück ihres Volkstums, das sie mehr als jede andere volkstümliche Sitte pflegen.

Für den Landmann ist der Sommer die Zeit der Arbeit, der Ernte. Für Festlichkeiten ist in diesen Monaten kein Raum. In den Städten nur regt sich hier und da fröhliches Leben. In manchen Gegenden sind die Schützenfeste von Pfingsten auf den Sommer verlegt, in anderen kommen sangesfrohe Brüder zusammen, um in gemeinsamem Chore ein deutsches Lied erklingen zu lassen. Denn Deutschland ist das Land des Gesanges, und das deutsche Wort „Lied“, ohne das sich der Franzose den Deutschen gar nicht vorstellen kann, ist französisches Lehnwort geworden. Der Chorgesang deutscher Männer ist mit diesen nach England gekommen und über den Ozean in die Neue Welt gezogen. Und in Deutschland ist die Liebe zum heimatlichen Gesange mächtig gewachsen. Mag man an Tafeln sitzen, in Kränzchen oder in Bünden sein, der Gesang wird geübt, das Lied geliebt (von Reinsberg-Düringsfeld). Solche Zeit des gemeinsamen Sanges ist besonders die Sommerzeit, zu der in den Städten die Arbeit weniger drängt als im Winter. Und

wie die Alten, ſo treiben es die Jungen: als Wandervögel ziehen ſie durch die Lande, und überall laſſen ſie das deutſche Lied erklingen.

Frohſinn und heiterer Lebensgenuß erreichen allerorten in Deutſchland noch einmal ihren Höhepunkt im Herbſte, wenn die Ernte vorüber iſt und die Garben eingeſammelt ſind. Ob das Herbſtfeſt auf ein altheidniſches Dankfeſt zurückgeht, bleibe dahingeſtellt; jedenfalls iſt es in ſeiner Art ein echt deutſches Feſt geworden, worauf ſich ſchon im Mittelalter jung und alt wochenlang freute. Dieſes Herbſtfeſt iſt auch ein durchaus volkstümliches Feſt, das Hauptfeſt der ländlichen Bevölkerung, und wenn es gleich ſeit alter Zeit einen kirchlichen Namen geführt hat, ſo iſt doch jederzeit ſeine kirchliche Bedeutung ganz nebenſächlich geweſen. Um dem volkstümlich heidniſchen Treiben in dieſer Zeit ein chriſtliches Mäntelchen umzuhängen, hat die Kirche beſtimmt, daß im Herbſte jedes Jahres die Erinnerung an die Weihe der Kirche, die Kirchweihe und die damit verbundene Kirchmeſſe, gefeiert werde. Das iſt die alemanniſche Kilchwih, Kilbi, die fränkiſche Kirbe, die mitteldeutſche Kirmes oder Kermſe.

In dieſer Zeit ſind die Speicher mit neuem Getreide gefüllt, und der Bauer hat bereits begonnen, einen Teil des Viehes zu ſchlachten. Eſſen und Trinken ſtehen daher im Mittelpunkte dieſer Feſtlichkeit, und die altgermaniſche Gaſtfreundſchaft zeigt ſich an dieſen Tagen in manchen Gegenden in alter Friſche. Wie in altheidniſcher Zeit feierliche Gelage ſtattfanden, zu denen Verwandte und Freunde von nah und fern geladen wurden, ſo geſchieht es an vielen Orten auch zur Kirmes. In den meiſten Gegenden Deutſchlands iſt dieſe ein großes Familien-, ein Gemeindefeſt. Es wird geſchlachtet, gebacken, gebraut wie zu einer Hochzeit. Nicht mit einem Tag iſt die Feier abgetan, ſondern meiſt dauert ſie drei. Während ſich die Alten am Eſſen und Trinken erfreuen, tummelt ſich die Jugend im Tanze. Mancher alte Brauch unterbricht das eine wie das andere. In verſchiedenen Gegenden wird in dieſen Tagen ein Hammel oder ein Schwein ausgetanzt oder ausgekegelt, um dann gemeinſam genoſſen zu werden. In Thüringen pflegt man in feierlichem Ritt einen Hammel aus der Herde zu holen und zu ſchlachten, in Böhmen iſt der Hahnſchlag heimiſch; auch hier wird der erſchlagene Hahn gemeinſam verzehrt. In vielen Landesteilen iſt mit der Kirmes ein Jahrmarkt verbunden, und in fränkiſchem Gebiete werden Aufzüge wie in der Faſtenzeit abgehalten. Wie ein altes Opfer ſieht eine ſinnbildliche Handlung aus, die wir in einigen Gegenden, beſonders Ober- und

Mitteldeutſchlands, antreffen: das iſt die alte Sitte, die „Kirmes zu begraben“. Dies pflegt am letzten Tage der Feier zu geſchehen. Im Zuge zieht man nach einem beſtimmten Orte, gräbt hier ein Loch, wirft in dieſes eine Flaſche Wein oder, wie in Mitteldeutſchland, eine Strohpuppe, in Niederdeutſchland einen Pferdekopf mit Kuchen, Brot und anderen Dingen und bricht dann in ein geheucheltes Weinen und Klagen über das Ende der Kirmes aus. Die Freude unſeres Volkes an der Natur läßt vermuten, daß dieſes Klagen im Grunde der abſterbenden Natur gilt. An ſolchem Kirmesfeſte muß jeder in der Familie teilnehmen. Auch bei dem Geſinde muß die Arbeit ruhen; beſondere Speiſen und Geſchenke müſſen ihm an dieſen Tagen gegeben werden. Wie volkstümlich gerade dieſes Feſt iſt, lehrt am beſten eine Tatſache: in Schwaben wird an einigen Orten das Feſt nicht gefeiert. Der Volksmund ſagt, daß den Bewohnern dieſer Orte die Feier verboten worden ſei, weil ſie ſich einer Freveltat ſchuldig gemacht hätten; in dem einen Orte haben ſie einen Bettelmann verhungern laſſen, in anderen haben ſich in dieſen Tagen einſt Bettler oder Frauen im Streit erſchlagen. Und doch begleitet auch dieſes ausgelaſſenſte aller deutſchen Volksfeſte ein ernſter Zug, der namentlich auf alemanniſchem Gebiete heimiſch iſt: feierlich, bald prozeſſionsweiſe, bald in Familiengruppen, zieht man nach der Kirche oder nach einem Seelenamte hinaus zu den Gräbern der Verſchiedenen, um ihrer auch an dieſen Tagen der Luſt zu gedenken und ſie gleichſam an der allgemeinen Freude teilnehmen zu laſſen.

In der Regel findet die Kirmes im Oktober ſtatt, doch wird auch ſie hier früher, dort ſpäter gefeiert. Noch einmal im Jahre vereint ſich im nächſten Monat die männliche Bevölkerung der Gemeinde zu gemeinſamer Feier: am Martinstage. Daß wir es auch an dieſem Tage mit einem alten volkstümlichen Feſte zu tun haben, zeigt die Tatſache, daß in nichtgermaniſchen Ländern, wie in Frankreich, das Gedächtnis des St. Martin nur in der Kirche, und zwar mit allem möglichen Pomp, gefeiert wurde und noch gefeiert wird. Von einem volkstümlichen Feſte zeigt ſich hier keine Spur, während es in allen germaniſchen Ländern von der Schweiz bis nach Norwegen gleich und ganz allgemein iſt. Im Mittelpunkte dieſer Feier ſteht der Martinsſchmaus und der Martinstrunk, wogegen bereits die Synode zu Auxerre im Jahre 590 als gegen eine heidniſche Sitte geeifert hat. Da wir es hier mit rein germaniſchen Bräuchen zu tun haben, mag St. Martin nach ſeiner Heiligſprechung an Stelle einer germaniſchen Gottheit getreten

ſein, der zu Ehren in früherer Zeit unſere Vorfahren für den Segen der Herden, in ſpäterer für die Früchte des Gartens und des Weinſtocks Opfer und Spenden brachten. Denn St. Martin galt bald als Schutzpatron der Herden und des Geflügels unter den Haustieren, und die Winzer riefen ihn an, daß er die Trauben wachſen und gedeihen laſſe. Vor allem wurde ihm die Gans als heiliges Tier zugeſchrieben, weshalb noch in unſerem Jahrhunderte am Martinstage der Gänſebraten ein allgemeines Gericht von den Alpen bis zu den norwegiſchen Fjorden iſt. Sebaſtian Franck ſagt in Anlehnung an Bohemus: „St. Martins feſt celebriert diſſ volck wunder ehrlich. erſtlich loben ſie Martin mit gutem wein, gänſen, biſſ ſie voll werden. vnſelig iſt das hauß, das nicht auff dieſe nacht ein ganß zu eſſen hat; da zepffen ſie ihre newe wein an, die ſie bisher behalten haben, da gibt man auff dieſen tag den armen ein gute notturfft.“ Mag man nun dieſes Feſt auf heidniſche Zeit zurückführen oder nicht, auf alle Fälle ſpricht aus dem Gedächtnismahl und der Feier der Drang des deutſchen Gemüts nach Dankbarkeit gegen eine höhere Macht, in deren Hand man ſich befindet, und dadurch zugleich der religiöſe Sinn unſeres Volkes.

Außer Schmaus und Gelage knüpfen ſich an den Martinstag noch andere Sitten, die wir an den verſchiedenen volkstümlichen Feſten ſchon beobachtet haben. So pflegte man früher allgemein am Martinsabende Feuer zu entfachen, wozu man Holz, Reiſig, Körbe und anderes Material in der Gemeinde ſammelte. In einigen Gegenden durchziehen die Kinder noch heute mit Lichtern die Straßen des Ortes. Oft treffen wir auch das Martinsſingen an: Kinder gehen im Zuge von Haus zu Haus, ſingen das Lob des heiligen Martin und ſammeln dabei alle möglichen Gaben ein. Auch Vermummungen finden wir am Martinstage, beſonders in Norddeutſchland. Endlich darf auch hier und da ein beſonderes Gebäck in dieſer Zeit nicht fehlen, das z. B. in Schleſien Martinshörndl heißt.

Mit dem St. Martinstage ſchließt der Kreislauf der volkstümlichen Feſte der Deutſchen. Sie wurzeln alle mehr oder weniger in der Abhängigkeit des Volkes von der Natur, ſie zeugen allerorten für die Freude an einem heiteren Lebensgenuſſe, an der Natur, an harmloſem Scherze, an Poeſie und Geſang. Auf der anderen Seite ſprechen ſie aber auch für die heilige Scheu, die der Deutſche jederzeit vor dem höheren Weſen gehabt hat, und für den Drang nach Dankbarkeit, der zur Natur unſeres Volkes gehört.

4. Deutſche Sitten und Bräuche bei den wichtigſten Beſchäftigungen und in den verſchiedenen Ständen.

Eine weitere Reihe Sitten und Gebräuche, aus denen das Weſen unſeres Volksſtammes ſpricht, knüpft ſich an die mannigfachen Beſchäftigungen, die dem Deutſchen den Unterhalt für ſich und die Seinen gewähren. Als die Germanen in die Geſchichte eintraten, überwog bei ihnen die Weidewirtſchaft. In ihren Herden beſtand ihr Reichtum, vom Gedeihen der Herden war mehr oder weniger ihr Wohlſtand abhängig. Daher wurde dieſen beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet: durch alle möglichen Handlungen pflegte man ſie unter den Schutz der Götter zu ſtellen und dieſen nach dem Heimtrieb bei Beginn des Winters ein Stück Vieh als Opfer darzubringen. Viele von dieſen religiöſen Handlungen haben ſich in Sitte und Brauch geflüchtet und ſind bei der Landbevölkerung bis auf den heutigen Tag erhalten. Außer der Weidewirtſchaft kannten aber die Germanen auch den Ackerbau, der durch den Verkehr mit den Römern in zweckmäßigeren Betrieb gebracht wurde, und der ſeit dem Ausgang der Völkerwanderung den Mittelpunkt des wirtſchaftlichen Lebens bildete. Auf dieſer Stufe wirtſchaftlichen Lebens blieb der überwiegend größere Teil unſeres Volkes bis zum Beginn der Neuzeit, und auch heute noch herrſcht auf weiten Gebieten unſeres Vaterlandes der Ackerbau vor; die Viehzucht hat ſich mit dieſem verbunden, iſt ihm aber in den meiſten Gegenden untergeordnet worden. Noch mehr als der Hirt iſt der Landmann von der ihn umgebenden Natur abhängig, und von dem Bewußtſein dieſer Abhängigkeit iſt er vollſtändig durchdrungen.

Wie noch heute der Bauer in banger Sorge nach dem Himmel ſchaut, wenn das Getreide der Reife entgegengeht oder gemäht auf den Feldern liegt, ſo hat er es auch in alter Zeit getan. Aber während er jetzt ein inbrünſtiges Gebet zum Himmel ſendet, hat er früher die ſchädigenden Dämonen ſeines Glaubens ähnlich wie der Hirt durch magiſche Handlungen unſchädlich und wohlwollende Gottheiten ſich geneigt zu machen geſucht. Auch dieſe Handlungen haben ſich zum großen Teil in alter oder neuerer Form bis auf den heutigen Tag erhalten. Gerade bei der Landbevölkerung zeigt ſich dieſes Hängen am Überlieferten am ausgeprägteſten: die ewig gleiche Natur hat den Landleuten den ſteten Sinn gepredigt, der bei dem bedächtigen Weſen der germaniſchen Raſſe Aufnahme und Pflege gefunden hat. Im deutſchen Bauer gebiert

ſich ſo das deutſche Volk immer wieder, wenn fremde Einſtrömungen einen Teil der volkreichen Städte entnervt haben. Zum Feldbau hat ſich ſpäter der Obſt- und in verſchiedenen Gegenden der Weinbau geſellt, und die Sitten, die an jenem hafteten, ſind auf dieſe Beſchäftigungen übertragen worden.

Neben dieſen alten bildeten ſich im Mittelalter neue Erwerbszweige heraus: in den Mauern der Städte entſtand das Handwerk, entfaltete ſich der Handel. Der Handwerker und der Kaufmann ſind gezwungen, den Verhältniſſen, den Zeiten, ihrer Umgebung Rechnung zu tragen. Sie dürfen nicht beim Alten beharren, ſondern müſſen vorwärts ſtreben. Daher ſind die Städte der Sitz des Fortſchrittes, der Weiterentwickelung unſeres Volkes geworden, und der Drang nach Neuerung und Fortſchritt iſt in ihnen um ſo größer, je reger der Verkehr mit anderen Städten und Ländern iſt, und je mehr die Bevölkerung wächſt und fremde Beſtandteile in ſich aufnimmt. Wohl haben bis in unſere Zeit manche Städte noch ein halb ländliches Ausſehen bewahrt, und ein großer Teil der Bürger treibt außer ſeinem Handwerk auch Ackerbau, aber ſolche Städte verſchwinden durch die neueren Verkehrsmittel immer mehr, und ſchon hat ſich die emporſtrebende Induſtrie eines Teiles des flachen Landes bemächtigt und von hier die ländliche Bevölkerung verdrängt oder ſie von ſich abhängig gemacht. In jene Städte iſt nun auch in früherer Zeit ein Teil der alten Sitten und Bräuche zugleich mit der ländlichen Bevölkerung eingezogen; hier aber fanden dieſe keinen Grund und Boden, ſie wurden entweder verdrängt und durch neue erſetzt oder umgeſtaltet. Und doch zeigen auch dieſe neuen Bräuche in den Städten denſelben Grundton germaniſchen Weſens, den man bei den ländlichen Sitten und Gebräuchen herausfinden kann; nur dort iſt er verwiſcht worden, wo ein internationaler Kaufmannſtand die Herrſchaft erlangt oder falſche Heilsapoſtel unſere Volksſeele vergiftet haben. Aber auch in ſolchen Orten bewahrt der Mittelſtand meiſt ſeine alten Sitten und mit ihnen die unverdorbene Volksſeele.

Frühe in der geſchichtlichen Zeit des deutſchen Volkes tritt die Weidewirtſchaft in den Hintergrund. Daher kennen wir keinen eigentlichen Hirtenſtand. Allein die Viehzucht iſt in allen Ländern deutſcher Zunge ein weſentlicher Beſtandteil der Landwirtſchaft, ja ſie überwiegt in einigen Gebieten, wie in den Alpen, den rauheren Gegenden des Mittelgebirges, den norddeutſchen Marſchen, den Ackerbau, und man kann ſogar ſagen, ſie ſteht dort im Mittelpunkte des wirtſchaftlichen

Lebens. Dabei tritt, je nach der Beschaffenheit des Bodens, die Pflege dieser oder jener Tierart in den Vordergrund. Diese rege Beschäftigung mit der Viehzucht ist unstreitig ein Überbleibsel der alten Weidewirtschaft, und wie sich somit diese selbst, wenn auch in etwas anderer Form, erhalten hat, so finden wir auch viele Sitten und Gebräuche, die in alter Zeit schon bestanden haben, bei denjenigen, welchen die Pflege des Viehes vor allen zukommt, bei den Hirten. Zu diesen nahm man in früherer Zeit allgemein, heute nur noch hauptsächlich in den Alpen, jüngere Leute, denen die Obhut über das im Freien weidende Vieh die erste Stufe ihres bäuerlichen Berufes war.

Aber nicht nur die Hirten, sondern auch der Besitzer des Viehes selbst und alle seine anderen Leute nehmen regen Anteil an dem Gedeihen der Haustiere und suchen es durch alle möglichen Maßnahmen zu fördern und Krankheiten von ihm fernzuhalten. Wohl hat es den Anschein, als ob sich diese Maßregeln, diese Sitten und Bräuche aus rein sachlichen Rücksichten erklärten, und zweifellos haben diese auch ganz wesentlich dazu beigetragen, das Alte Jahrhunderte hindurch zu erhalten, allein sie sind unterstützt worden durch das rege Interesse, das der Deutsche für alles Getier hat, das sich in seiner Umgebung befindet. Aus seinem Verhalten diesem gegenüber spricht ebensosehr sein kindlicher Sinn wie sein tiefes Gemüt. Mit welcher Freude werden z. B. allerorten die Zugvögel bei ihrer Rückkehr im Frühjahr begrüßt! Sie gelten als heilige Tiere, und niemand darf ihnen ein Leid zufügen. Welche Gemütstiefe spricht aus seinem Benehmen gegen die Schwalbe, das Rotkehlchen, den Storch! Wenn die Schwalben kommen, öffnet der westfälische Hausvater das Tor der Scheune und ladet den alten Hausfreund feierlich zum Einzuge ein. In Hessen wurde lange Zeit die Ankunft der ersten Schwalben vom Turmwächter angezeigt und von der Ortsbehörde öffentlich ausgerufen. Mit der Schwalbe zieht Friede in das Haus, und wo Unfriede waltet, verläßt der Vogel alsbald seine Niststätte. In dem Gebäude, wo die Schwalbe ihr Heim aufgeschlagen hat, bricht kein Feuer aus, schlägt kein Blitz ein. Wehe dem, der diesem Tiere etwas zuleide tut: ihn verfolgt das Unglück auf Schritt und Tritt, seine Kühe geben rote Milch oder gar keine, seiner Wohnung droht fortwährend Feuersgefahr, seiner Familie Krankheit und Tod. Eine ähnliche Bedeutung in der Volksauffassung und infolgedessen auch denselben Schutz genießen das Rotkehlchen, das Rotschwänzchen, die Bachstelze und besonders der Kreuzschnabel, den der kindlich-fromme Sinn des Deutschen

mit Chriſti Leidensgeſchichte in Verbindung brachte. Er hängt namentlich in den Waldgegenden Mitteldeutſchlands vor vielen Häuſern, ja man bringt ihn an das Bett des Kranken, da er die Krankheit an ſich zieht und vor Beherung ſchützt. In Norddeutſchland iſt der Storch oder der Herrgottsvogel, wie er öfter genannt wird, das heilige Tier, dem man ein Wagenrad auf das Dach legt, damit er im Gehöfte niſte und Glück und Kinderſegen bringe. Er iſt zugleich der Prophet des Hauſes: wie es ihm und den Seinen ergeht, ſo ergeht es auch der Familie des Hauſes, auf dem er ſein Neſt hat.

Neben dieſen freien Tieren der Vogelwelt ſpielen eine beſondere Rolle im Gemütsleben unſeres Volkes die Bienen, die freilich in vielen Gegenden zu den Haustieren gerechnet werden und deshalb ſchon aus Gründen der Zweckmäßigkeit dieſelbe Sorgfalt fordern wie dieſe. Bienen wegfangen wurde nach den mittelalterlichen Geſetzen und Weistümern ſchwer geahndet. Wer ſie tötet, iſt nach altem Glauben dem Teufel verfallen, ja man darf nicht einmal von ihnen ſagen, wie von anderen Tieren, daß ſie „freſſen“ oder „krepieren“: ſie eſſen und ſterben. Daß ihnen in erſter Linie der Tod des Hausherrn angeſagt wird, iſt S. 32 hervorgehoben worden.

Ein Volk, das ſolchen Anteil an dem Geſchick der Tiere in der freien Natur nimmt, mußte natürlich auch großen an den Geſchöpfen nehmen, mit denen es ſelbſt jahraus jahrein unter einem Dache lebte, von deren Wohlbefinden zum Teil der eigene Wohlſtand abhängig war: an den Haustieren. Solange das Vieh im Stalle war, wurde alles aufgeboten, um Krankheiten von ihm fern zu halten. Im Mittelalter beſuchte jeder Landmann allabendlich ſein Vieh, beobachtete es ſcharf und genau, um zu ſehen, ob nicht aus der Gebärde des einen oder anderen auf eine Krankheit oder Schwäche zu ſchließen ſei. Auf der Schwelle oder an den Pfoſten der Stalltür wurden und werden noch heute in kindlich einfältigem Aberglauben heilige Zeichen angebracht: ein Hufeiſen oder der Drudenfuß oder drei Kreuze mit den Buchſtaben C + M + B + (Caſpar, Melchior, Balthaſar) oder die Maigerte, mit der das ausziehende Vieh geſchlagen worden iſt, und andere geweihte Zweige. Durch alle dieſe Mittel ſollen die böſen Geiſter, die Krankheitsdämonen, ferngehalten werden. Zu gleichem Zwecke wird das Vieh mit geweihtem Oſter- oder Pfingſtwaſſer beſprengt, gibt man ihm in der Johannisnacht oder in den Zwölf Nächten gewiſſe Kräuter mit Mehl und geweihtem Salze, macht ihm ſelbſt ein Kreuz auf die Stirn und dergleichen. Das Vieh darf nicht beſchrieen werden, und wer in den Stall tritt, muß „Glück

in Stall“ ſagen. Zu den Stallungen wählt man in der Regel die wärmſten Räume des ganzen Gebäudes. Jede Tierart hat ihren Schutzheiligen, an deſſen Namenstage man um Geſundheit für das Vieh zu bitten und dem Geiſtlichen Spenden zu bringen pflegt. Auch das Vieh zu ſchlagen oder gar zu quälen, iſt ſtreng verboten. So ſchreiben die Tiroler Weistümer vor: „Der ſchweiner (Schweinehirt) ſoll mit den ſchweinen nit grob ſein, auch nit mit großen pengl (Prügel) oder ſtecken und geißlen umgehen und nit mit ſtein werfen“, und ſelbſt wenn ſich das Vieh auf die umzäunten Wieſen oder auf fremden Grund und Boden verirrt hat, darf es nicht geſchlagen oder geſtoßen werden, ſondern man ſoll es, wie es in einem anderen Weistume heißt, „tugenlich daruß triben“. Geht man doch ſo weit in der Fürſorge für das Vieh, daß man in verſchiedenen Gegenden Oberdeutſchlands ſogar ſeinem Heimweh zu ſteuern ſucht. Will ſich eine neugekaufte Kuh nicht eingewöhnen, und ſieht man, daß ſie nur wenig frißt und infolgedeſſen nicht gut gedeiht, ſo führt man ſie über ein Tuch und gibt ihr von den Broſamen des eigenen Tiſches zu eſſen, damit ſie ſich an die neue Familie gewöhne und merke, daß ſie auch im neuen Heim gewiſſermaßen als Familienglied gelte.

Ebenfalls einen Einblick in das Gemütsleben des deutſchen Hirten und Landmannes gewährt ferner die Namengebung des Viehes. Vor allem im Alpengebiete, aber auch in Weſt- und Norddeutſchland hat faſt jede Kuh ihren Namen; in Mitteldeutſchland ſind es beſonders die Roſſe, die man in ähnlicher Weiſe wie Menſchen zu nennen und zu rufen pflegt. Durch dieſe perſönliche, trauliche Benennungsweiſe wird das Tier gewiſſermaßen feſter an den Menſchen gekettet. Bald haben Geburtstage oder Geburtsmonate des Tieres den Namen für das Tier hergeben müſſen, bald war ſeine Farbe oder Geſtalt Veranlaſſung zu dieſem. Häufig finden wir aber den Tieren, namentlich den Pferden, auch menſchliche Taufnamen beigelegt. Wenn das Tier zu derſelben Zeit geboren wird wie ein Knabe oder ein Mädchen in der Familie, ſo bekommen beide in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands denſelben Namen. In Weſtfalen iſt die Namengebung des Rindviehs eine feierliche Handlung, die am Morgen des 1. Mai vollzogen wird. Dieſe Namengebung erſtreckt ſich auch auf diejenigen Tiere des Hauſes, die wir dort finden, wo keine Viehzucht, kein Landbau getrieben wird, und die daher keine Tiere ſind, die zum eigentlichen Haushalt gehören, auf Hund und Katze. Beide Tiere fanden ſich früher in den meiſten Familien, und in erſter Linie war es der Hund, der ſtete Begleiter ſeines Herrn, der

Wächter des Hauſes, der Freund und Spielkamerad der Kinder, der nirgends fehlen durfte. Seine Treue und Anhänglichkeit haben ihn wie andere Haustiere von jeher zum lebenden Inventar der deutſchen Familie gemacht, und dies Tier mit ſeinem Gattungsnamen zu nennen, gilt noch heutigestags als hart und herzlos; jeder Hund hat ſeinen Namen, durch den er gewiſſermaßen Mitglied der Familie geworden iſt.

Die wichtigſten regelmäßig wiederkehrenden und zugleich älteſten Sitten und Bräuche im Hirtenleben und bei der Viehzucht finden wir beim Austrieb und Heimtrieb des Viehes. Faſt überall, wo Viehzucht zu Hauſe iſt, müſſen die Tiere den Sommer im Freien zubringen, weil ſie in reiner Luft und bei friſchem Futter beſſer gedeihen. In den meiſten Gegenden Deutſchlands werden heute allabendlich die Tiere in die Ställe getrieben, und nur in einzelnen, vor allem in den Alpen, läßt man ſie auch während der Nacht im Freien. Aber in dem einen wie in dem anderen Falle hält man an den alten Sitten, die ſich an Aus- und Heimtrieb knüpfen, noch heute vielfach feſt, und zwar auch dort, wo die Tiere keiner beſonderen Obhut bedürfen. In erſter Linie iſt die Zeit des Austriebes reich an ſolchen alten Sitten und frommen Bräuchen. Sie fällt in den Anfang des Mai, in die Zeit um Pfingſten, und wie zu dieſer allgemein die Frühjahrsfeuer lohen, ſo zündet auch der Hirt ein Feuer an, wenn er ſeine Tiere zum erſten Male auf die Weide führt. Wie die alten Notfeuer haben dieſe Feuer für ſein Vieh reinigende Kraft: ſie halten die ſchädigenden Krankheitsdämonen während des Sommers fern, weshalb in früherer Zeit die Herde durch das Feuer getrieben wurde, bevor ſie zur Trift ging. Ein alter Brauch hat ſich vielfach erhalten. In Weſtfalen z. B. ſchlägt vor dem Austrieb der Hirt die junge Kuh, die noch nicht gekalbt hat, die „Stärke“, mit der Fruchtrute oder Maigerte, einem Zweige der Ebereſche, in Gegenwart der Hausgenoſſen dreimal auf ihr Kreuz, ihre Hüfte und ihr Euter und ſpricht dabei:

Quick, quick, quick,
Miälk (Milch) in dinen Strick (Zitze).
De Sap (Saft) es (iſt) in den Biärken (Birken),
Een Namen kritt (kriegt) de Stärken,
Den Namen ſaſt du genaiten (ſollſt du genießen):
Bunte lêve (Bunte Liebe) ſaſt du haiten.

Dieſe Lebensrute, durch die das friſche Leben im Reiſe Fruchtbarkeit des Tieres erwecken ſoll, und die auch andere Völker kennen, wird dann an der Stalltüre befeſtigt (vgl. S. 76).

Zu diesen volkstümlichen Bräuchen haben sich frühzeitig christliche Sitten gesellt. In verschiedenen Gebieten Oberdeutschlands geht der Hirt allein oder mit seinem Bûr vor dem Austrieb ins Gotteshaus und betet hier zum Schutzheiligen des Viehs für dessen Gedeihen. Dann besprengt er die Tiere mit geweihtem Wasser. In anderen Gegenden werden die Kühe mit heiligem Salze bestreut oder mit geweihtem Brote gefüttert, damit sie wohlgenährt und gesund von der Weide zurückkehren.

Auch das Leben des Hirten auf der Weide ist ein Stück Poesie. Unter Gesang treibt er noch in vielen Gegenden sein Vieh aus, das hier und da mit Kräutern und Blumen geschmückt ist; auf den Bergen, besonders in Tirol, ist das Lied oder das Alphorn der stete Begleiter des Sennen. Überhaupt hat der Kuhhirte Oberdeutschlands eine fröhliche, heitere Natur. Er steht in dieser Beziehung fast im Gegensatze zu dem mehr ernsten Schäfer Mittel- und Norddeutschlands, der auf etwas öderer Trift seine Herde in Gemeinschaft mit seinem treuen Hunde weidet. Aber doch berühren sich beide in ihrem religiösen Sinne. Denn wenn aus dem Tale herauf nach den Bergen die Abendglocke ertönt, dann fällt der Senne auf seine Knie, um sein Abendgebet zu sprechen, und ebenso zieht der Schäfer seinen Hut vom Kopfe und faltet die Hände zum Gebet, wenn die ersten Klänge der Kirchenglocke hörbar werden. Unsere Schäfer zeigen ferner bis in die Neuzeit Züge, die tief in unserer Volksart wurzeln. Die Untätigkeit des Körpers bei ihrer leichten Arbeit läßt ihren Geist sich üben, läßt sie die Natur, den Zug der Wolken und Wetter, das Gebaren der Tiere genau beobachten, läßt sie auf die Kräuter achtgeben, die das Wohlbefinden der Herde fördern. Die grübelnde Natur unseres Stammes und der Drang nach Beschäftigung lassen auch diese schlichten Männer des Volkes nicht arbeitslos in den Tag hineinleben, sondern haben sie zu Denkern des Volkes gemacht. So sind unsere Schäfer Wunderdoktoren und Wetterpropheten geworden, zu denen noch heute der Mann aus dem Volke oft seine Zuflucht nimmt, wenn er von Krankheiten befallen ist oder die Witterung Tage vorauswissen möchte. Und daneben hat sich in ihrer Einsamkeit ganz besonders der Sinn für geheimnisvolle Gedankengänge entwickelt, der ja dem Deutschen mehr eigen ist als den meisten anderen Völkern, und hat sie zu Männern gemacht, die in schlichter Weise die zukünftigen Ereignisse zu wissen wähnen. Es sei nur an die Vorausſagen des Schäfers Thomas erinnert.

In ähnlich feierlicher Weise, wie im Frühlinge der Hirt seine Herde ausgetrieben hat, bringt er sie zu Anfang des Winters, meist im Oktober

oder Anfang November, wieder heim. Auch beim Heimtrieb wird kein Unterschied gemacht, ob das Vieh während des ganzen Sommers und Herbstes oder nur während des Tages in der freien Natur gewesen ist. Wenn in den Alpen die Herde heimwärts kommt, da hört man in den Tälern nichts als Glockenklang und Peitschenknall, Singen und Jauchzen. Geschmückt und unter dem harmonischen Klange der Kuhglocken ziehen die Herden in die Täler. Nur wenn sich Tiere „verfallen" haben, d. h. umgekommen sind, verläßt die Herde ungeschmückt und klanglos die Berge. Auch der Hirt in Mittel- und Norddeutschland schmückt am letzten Weidetage sein Vieh und kehrt unter Gesang und Peitschenknall fröhlich heim, denn wie den Sennen der Alm erwarten auch ihn Geschenke und frohe Stunden, die ihm der Bauer bereitet.

Während sich dem Hirtenleben und der Viehzucht eine gewisse Eintönigkeit, trotz der sinnigen und poetischen Züge, die sich hier und da finden, nicht absprechen läßt, zeigt die Beschäftigung mit dem Acker- und dem verwandten Obstbau einen fortwährenden Wechsel der Arbeit. Schon die Mannigfaltigkeit der Feldfrüchte bedingt ihn. Daher sind hier die volkstümlichen Sitten und Bräuche ungleich zahlreicher als bei der Viehzucht. Aber auch bei dieser Beschäftigung können wir zwei Zeitpunkte wahrnehmen, die die anderen an Wichtigkeit überragen, wie bei dem Hirtenleben die Zeit des Aus- und Heimtriebes: das sind die Tage der Aussaat und die der Ernte, die heiligen Tage, die Festtage des Landmanns.

Der deutsche Landmann ist die konservativste Natur, die man sich denken kann. Er wurzelt mit allen Fasern seines Lebens in dem Stück Land, das er sein eigen nennt. Lieber will er seine Freiheit opfern als den Grund und Boden aufgeben, auf dem er geboren ist. Hieraus erklärt es sich, daß schon im frühen Mittelalter viele Freibauern, die ihr unbewegliches Eigentum nicht mehr halten konnten, es einem Mächtigeren übergaben, um es von diesem als Lehen wiederzubekommen. Noch heute geben in verschiedenen Strichen Oberdeutschlands die jüngeren Geschwister ihr Erb- und Pflichtteil auf, wenn der älteste Bruder nach dem Tode des Vaters das Gut übernommen hat, um nur auf dem väterlichen Sitze weiterleben zu können. Diese Liebe des Landmanns zur Heimat geht aber nicht zum kleinen Teil zurück auf die Liebe zu der Natur, die ihn von Jugend an umgeben hat, die die erste Poesie seines Lebens gewesen ist, die gleichsam Anteil an allen seinen Freuden und Leiden genommen hat. Man kann den Älpler in die fruchtbarsten Gegenden bringen, man mag dem Bauern der mitteldeutschen Bergländer

das schönste Los vormalen, immer wird es jenen nach seinen Bergen, diesen nach seinen Wäldern mit Allgewalt ziehen, wie den norddeutschen Seemann nach seinem Meere. Und mit diesem Hängen an der Heimat steht in engster Verbindung das Hängen an alter Sitte, an altem Brauche. Auch in dieser Hinsicht ist der deutsche Bauer eine durchaus konservative Natur: in keinem Stande hat sich so viel Altes bewahrt wie bei ihm. Aus all diesen bäuerlichen Sitten spricht aber das innige Verwachsensein mit der Natur. „Mensch und Natur", sagt Hugo Elard Meyer mit vollem Rechte, „stehen bei unserem Volke in regstem Wechselverkehr, in einem persönlichen Doppelverbande zueinander. Die Natur ist dem Landmann nicht nur ein Gleichnis, eine nur poetisch empfundene Analogie des menschlichen Lebens, sondern ihr Tun und Leiden ruft auch wirklich ein ähnliches Tun und Leiden im menschlichen Leben hervor." So spricht durch gewisse Vorgänge und Erscheinungen die Natur zu dem Menschen, wie anderseits der Mensch durch magische Handlungen die Natur zu dem zu bewegen sucht, wonach Sinn und Herz sich sehnen. In dieser kindlichen Auffassung der Dinge wurzelt der größte Teil alter Sitten und Bräuche unserer Landleute. Der uralte Trieb unseres Volkes, der in grauer Urzeit die Macht der Umwelt gefühlt und aus diesem Gefühle heraus die Dämonen und Götter geschaffen und die Opfer dargebracht hat, ist noch nicht erstorben; er ist der reinste Ausdruck wahrer Religiosität, den das Christentum nur neu belebt und befruchtet hat.

In den meisten Gegenden Deutschlands wird keine Feldarbeit ohne Gebet und Spende verrichtet. Bevor der Pflug die mütterliche Erde aufbricht, betet der Landmann in dem Gotteshause oder vor dem Pfluge sein stilles Vaterunser. In den katholischen Ländern West- und Oberdeutschlands werden Pflug wie Zugochsen mit Weihwasser besprengt, und nicht selten brennt an jenem die geweihte Kerze. An vielen Orten wird der Pflug über ein Brot geführt, das dann entweder den Armen oder dem Zugtier und dem Knecht gegeben wird. Weit verbreitet sind namentlich im katholischen Oberdeutschland die Wallfahrten und Flurprozessionen, die Nachkommen der alten Flurumgänge mit Feuer. Man zieht unter Gebet, Gesang und Musik mit Fahne und Kreuz oder der Hostie um die Flur oder das Dorf und macht an vier Ecken vor laubgeschmückten Altären Halt, um je einen Abschnitt aus den vier Evangelien anzuhören. Ist das Feld zum Empfang der Saat hergestellt, so beginnt mit der Aussaat vielenorts noch heute eine heilige Zeit, in der man sich aller Vergnügungen enthält. Damit die

Feldfrucht gedeihe, muß vor allem die mütterliche Erde ihre Kraft geben. Daher bringt man dieſer in vielen Gegenden Spenden, nachdem man unter tiefſtem Stillſchweigen die heilige Ausſaat vollendet hat. Wie ſchon im 10. Jahrhundert die Angelſachſen nach vollbrachter Ausſaat mit Milch geknetetes Brot in die Erde vergruben, ſo tut man es noch heute in manchen Gegenden Deutſchlands. Aber auch die junge keimende und aufgehende Saat ſucht man im voraus ihren ſchlimmſten Gegnern, namentlich vor Vögeln und Gewürm, zu ſchützen: man wirft dieſem Getier eine Handvoll Getreide hin und ſpricht dazu einen Zauberſpruch, der die ſchädigenden Tiere fernhalten ſoll. So ſagt der Thüringer Landmann:

Mein Weizen will ich ſäen,
Die Vögel ſollen Erden freſſen
Und meinen Weizen laſſen ſtehen!
Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und heiligen Geiſtes †.

In derſelben Gegend wirft der Sämann die erſten Körner an die Außenſeiten des Ackers und ſpricht dazu die Worte: „Das iſt für die Vögel.“ Oder in der Rheinpfalz wehrt man ſich gegen Schneckenſchaden, indem man die Körnerſpende hinwirft und dazu ſagt:

Da tu ich meinen Samen hinſchmeißen,
Daß mir die grauen, die ſchwarzen und die weißen
Den Samen nicht abbeißen.

Eine beſondere Rolle ſpielt bei dieſem Ausſaatſpenden das Ei, das in den Acker vergraben oder deſſen Schalen auf den eben beſäten Acker geworfen werden, und das der Sämann vor ſeiner Arbeit gegeſſen haben muß. Es ſoll dadurch das keimende Leben des Eies auf den Acker übergehen und dieſen fruchtbar machen. Dieſen altheidniſchen Bräuchen haben ſich chriſtliche zugeſellt. Auch an die Ausſaat macht ſich der Bauer nie ohne Gebet oder ein „Mit Gott!“ oder „Zur Ehre Gottes und zum Seelenheil!“. Zuweilen iſt auch ein beſtimmter Saatſegen bekannt, den der Bauer unter Entblößung ſeines Hauptes ſpricht, indem er unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit eine Handvoll Saatkorn nach Oſten wirft. So ſpricht er in Baden:

Hier ſtehe ich auf Gottes Land,
Ich ſäe aus meiner Hand,
Der Herr behüte dich vor Putz (hier = Bilwisſchnitter) und Brand.

In dem katholiſchen Oberdeutſchland wird noch vielfach das Saatkorn mit Weihwaſſer beſprengt, wie es hier und da in Franken auch der Prieſter einſegnet, damit der gefürchtete Bilwisſchnitter der jungen Saat

nicht schade, jene mythische Gestalt unseres Volksglaubens, die nächtlicherweile mit ihrem Sichelschuhe durch die Furchen der Felder geht und die Saat strichweise vernichtet. Beim ersten Auswurf wird die Gottheit um Schutz gegen alle bösen Mächte angefleht, und nur selten wird die Handlung ohne Gebet geschlossen. Ganz ähnliche Bräuche finden wir auch beim Säen des Flachses und Hanfes, beim Pflanzen des Krautes und anderer Feldfrüchte. So fehlen bei der Aussaat des Flachses die Körner nicht, die man, z. B. in der Oberpfalz, dem Holzfräulein in die Büsche des nahen Waldes wirft, und ebensowenig der Wunsch- und Segensspruch, daß der Flachs groß und stark werde. So sagt der Bauer in Schleswig-Holstein beim Flachssäen:

Flass, ick streu dy in den Sant,
Du must wassen as (wachsen wie) en Arm dick
Und as en Kaerl (Mann) lank.

Aus all diesen Bräuchen spricht der Glaube an eine höhere Macht, der gegenüber der Mensch hilflos ist.

Zahlreich wie bei der Aussaat sind auch bei der Ernte die alten Sitten und Bräuche. Auch sie wird nie ohne Gebet begonnen. Der Bauer begibt sich mit den Schnittern zuvor ins Gotteshaus und bittet Gott in der heiligen Messe um günstiges Wetter, oder er fällt vor der ersten Mahd unter freiem Himmel auf seine Knie und erfleht den Segen des Himmels zur Arbeit, die eben beginnen soll. Der Feierlichkeit der Handlung soll auch durch die Kleidung Ausdruck gegeben werden. In Sonntagskleidern gehen die Siebenbürger Sachsen am ersten Mähtage hinaus aufs Feld, nachdem die Mäher gemeinsam dem Gottesdienst beigewohnt haben, und ist die erste Garbe in der Gemeinde geschnitten, dann trägt sie der Bauer zum Pfarrer, der für den nächsten Morgen alle Umwohnenden zum Gottesdienste ruft. Wehe dem, der diesen meidet! Eine Sage berichtet, daß ein Nachbar, der dies getan habe, bald darauf eines jähen Todes gestorben sei. In Nord- und Westdeutschland wird in verschiedenen Gegenden die Ernte eingeläutet. Auch hier schmücken sich die Mäher und ziehen in feierlichem Zuge hinaus aufs Feld, um mit einem „Walt's Gott!“ die Arbeit zu beginnen. Am Tage, da die Ernte ihren Anfang nimmt, werden vor allem in Mitteldeutschland bessere Speisen genossen als gewöhnlich; hier und da wird auch Kuchen gebacken.

Als besonders heilig gelten die ersten Ähren, die erste Garbe. In vielen Gegenden Deutschlands werden von jedem Schnitter oder wenigstens von dem Vormäher drei Ähren vor Beginn der Mahd abgeschnitten

und an die Lenden gebunden: ſie ſchützen gegen Kreuzſchmerzen und verhüten Verwundung durch Senſe oder Sichel. Zuweilen werden die drei erſten Ähren kreuzweiſe auf den Acker gelegt oder, z. B. in der Oberpfalz, an der Haustüre feſtgenagelt; hier wie dort ſollen ſie ſchädigende Geiſter von Feld und Haus fernhalten. In Thüringen werden dieſe erſten Ähren des Nachts hinter das Scheunentor geſtellt und ſind hier für die Engel beſtimmt. In früherer Zeit diente die erſte Garbe zum Schutze gegen den ſchädigenden Drachen, wovon noch die Chemnitzer Rockenphiloſophie, jenes bekannte Werk über Aberglauben aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, zu erzählen weiß, oder gegen die Mäuſe in der Scheune, denen man noch heute in einigen Gegenden Thüringens die erſte Garbe auf die Tenne wirft. Dieſe Bräuche ſind Reſte der alten Verehrung des Vegetationsdämons. Hieran erinnern auch die feierliche Überreichung der erſten Garbe an den Gutsherrn in dem größten Teile des altſächſiſchen Gebietes, das Salz und Brot, das in fränkiſchem Gebiete in die erſte Garbe gebunden wird, oder der Johanniswein, mit dem man ſie beſprengt.

Ähnliche Handlungen wie die, welche ſich an die erſte Garbe und an den Anfang der Mahd knüpfen, finden wir dann auch bei der letzten Garbe, bei dem Schluſſe der Ernte. Auch aus ihnen ſpricht ein Stück Religion und Poeſie unſeres Landvolkes, das ſich in Taten äußert, wie ja anderſeits auch den Schnitt des Getreides hier und da das Lied oder harmloſer Scherz begleitet. Nirgends fehlt die Mittagsruhe, denn in den Mittagsſtunden ſtreicht die „Mittagsmutter“ durch die Felder und verwirrt den Mähern das Haar. Am Abend aber ziehen die Schnitter unter dem Geſange alter Volkslieder, aus denen mehr ernſte als heitere Stimmung ſpricht, heimwärts, denn der Schnitt des Getreides ſelbſt ſtimmt ſie ernſt, als ob ſie mit ihm ein Stück Leben in der Natur vernichtet hätten. Iſt dann der Schnitt beendet, ſo tritt die letzte Garbe in den Vordergrund der Handlung. Bald bleibt ſie auf dem Felde ſtehen, bald wird ſie unter feierlichen Förmlichkeiten zum Gehöft gebracht. Das erſtere ſcheint das ältere zu ſein. Dies Büſchel, das da auf dem Felde gelaſſen wird, hat im Volksmunde mancherlei Namen erhalten; bald heißt es die Alte, bald der Wolf, bald das Wichtelmännchen, der Feldmann, in Öſterreich das Bärimandl, in der Schweiz das Erdmännel, in Baden der Bock, in Württemberg Mockel, in Bayern Oswald, in Norddeutſchland der Vergodendeelsſtruß und dergleichen. Dieſen Namen der letzten Garbe pflegt auch derjenige zu erhalten, der den letzten

Schnitt getan hat. Nicolaus Gryſe weiß im 16. Jahrhundert zu erzählen, daß damals das Landvolk in Niederdeutſchland dies Büſchel Getreide dem Affgade (Abgott) Woden dargebracht habe, und daß die Leute um dasſelbe getanzt und geſungen hätten:

Wode, hale (hole) dynem Roſſe nu Voder (Futter),
Nu Diſtel vnde Dorn,
Thom (Zum) andren Jhar beter Korn.

Noch in unſerem Jahrhundert wird in gleicher Weiſe um dieſes letzte Büſchel, das in der Regel mit Blumen und bunten Bändern geſchmückt iſt, getanzt und geſungen, und wo dieſer altheidniſche Brauch geſchwunden iſt, wie in verſchiedenen Strichen Oberdeutſchlands, da betet man wenigſtens noch bei dem letzten Halmbüſchel ein Vaterunſer. Das Büſchel läßt man nach wie vor aus Scheu vor der alten Sitte draußen auf dem Felde ſtehen und deutet es ſchön und ſinnig als Spende für die Vögel, während es urſprünglich dem Vegetationsdämon galt, von dem man im nächſten Jahre reichen Ernteertrag erhoffte.

Neben dieſem Brauch wird in anderen Gegenden Deutſchlands die letzte Garbe feierlichſt nach dem Gehöft gebracht. Auch dann führt ſie mancherlei Namen; beſonders oft heißt ſie die Alte, der Wolf, der Bock, die Roggenſau, der Roggenhund, die Habergeiß und ähnlich. Das Wogen des Getreides hat den Mythus entſtehen laſſen, daß in ihm ein Dämon ſein Weſen treibe. Bald iſt es ein Weib, das Kornweib, die Kornmutter, Roggenmutter, Roggenmuhme, auch Großmutter genannt, ein Weib mit lang herabhängenden Brüſten und feurigen Fingern, bald auch ein Tier, der Roggenwolf, die Roggenſau, der Roggenhund, der Haferbock, die Kornkatze. Wenn der Schnitt begonnen hat, flüchtet dieſer Dämon aus einer Garbe in die andere, bis er in der letzten gefangen wird. Dieſe wird dann beſonders aufgeputzt, mit Blumen und bunten Bändern geſchmückt und auf dem letzten Erntewagen heimgebracht. Hier wird ſie feierlichſt dem Gutsherrn überreicht, der dafür den Schnittern das Erntebier geben muß, oder ſie wird dreimal um die Scheune gefahren und dann in dieſer an beſonderem Platze aufgeſtellt. Nach dem Glauben des Volkes wohnt ihr eine beſondere Kraft inne, denn die Körner dieſer Garbe müſſen auf alle Fälle unter das Saatkorn des folgenden Jahres gemiſcht werden, wenn dieſes reiche Frucht tragen ſoll.

Ganz ähnliche Sitten wie bei der Getreideernte findet man auch bei der Heu-, bei der Flachs-, bei der Beerenernte: überall zeigt ſich im Volksglauben das Bewußtſein, daß der Menſch in der Gewalt eines

höheren Weſens ſteht, von dem allein das Gedeihen des Werkes ſeiner Hände abhängig iſt. Sich dieſem Weſen dankbar zu zeigen und das Bewußtſein menſchlicher Ohnmacht zu erkennen zu geben, das iſt der Kern unſeres Volksglaubens, der ſich in all dieſen Sitten und Gebräuchen deutlich abſpiegelt. Und dieſen Glauben können wir auch beim Obſtbauer wahrnehmen, vor allem beim Winzer, der ja manchen Brauch, manche Sitte vom Ackerbauer in ſeine Tätigkeit aufgenommen und ſeinen Verhältniſſen angepaßt hat. Seit der heilige Urban im Volksglauben der Schutzheilige des Weinſtockes geworden iſt, werden ihm dankbar vom erſten jungen Moſt Trankſpenden dargebracht, und wie die letzte Garbe vom Felde unter beſonderer Feierlichkeit eingeholt wird, ſo wird in manchen Weingegenden auch das letzte Faß des neuen Weines mit Bändern und Blumen geſchmückt und von den Winzern feierlichſt von den Weinbergen heimgeführt.

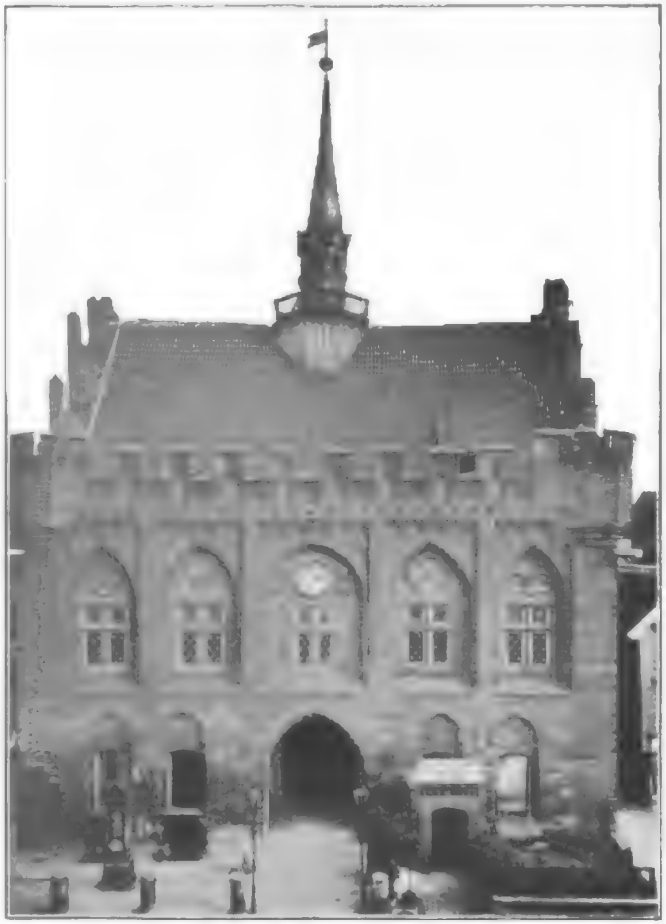
Daß ſich alte Sitten und Gebräuche, die in der Jugendzeit unſeres Volkes entſtanden ſind und daher den Volkscharakter am klarſten widerſpiegeln, gerade bei der ländlichen Bevölkerung am längſten erhalten haben, erklärt ſich hauptſächlich daraus, daß der Hirt und Landmann ſeiner Tätigkeit in der freien Natur nachgeht und das Leben in dieſer die germaniſche Eigenart am meiſten anſpricht. Wo die Natur die Arbeit des Deutſchen beſtimmt, da herrſcht auch die größte Zufriedenheit und Genügſamkeit, und beides iſt bei dem Hirten und dem Landmann zu Hauſe. Dasſelbe ungetrübte Glück, das wir hier antreffen, finden wir aber auch in den anderen Berufen, die den Arbeiter an die Natur ketten. Der Holzknecht des bayriſchen Hochlandes und des Schwarzwaldes iſt heiter und frohen Sinnes bei der gefährlichen Arbeit, der ſchon ſo mancher erlegen iſt; laut ertönt im Bergwalde ſein Jauchzen, das nur einige Tage ruht oder gedämpfter klingt, wenn die Arbeit wieder einen der Kameraden gefordert hat und an dem Orte, wo er gefallen iſt, das Marterl, die Gedenktafel, errichtet worden iſt. Mit heiterem Sang geht der Jäger im Walde und auf den Bergen ſeiner Beſchäftigung nach, und derſelbe Mann, der täglich Getier zur Strecke bringt, hat das wärmſte Herz für jedes Tier, kennt genau ſeine Freuden und Leiden und ſucht nicht ſelten die Qualen, die ihm die Natur bereitet, zu lindern. Der Wald iſt ſein Element, „in dem er lebt, in dem er ſich wohl fühlt, jener deutſche Wald, ohne den das deutſche Volk gar nicht denkbar iſt, der den inwendigen Menſchen erwärmt und einer der wichtigſten Faktoren zur Kraftentwickelung unſeres Stammes

iſt“ (Riehl). Und wie der Oberdeutſche an ſeinen Bergen, der Mitteldeutſche an ſeinem Walde, ſo hängt der Niederdeutſche an ſeiner See. Der heitere Sinn des Ober- und Mitteldeutſchen geht wohl dem norddeutſchen Schiffer ab, aber deshalb nicht das Gemüt und der kindliche Sinn, mit dem er ſeine Umgebung auffaßt. Beim deutſchen Seemann zeigt ſich vor allem der deutſche Mut in der Todesgefahr, die ihn ſo oft umgibt, und die Opferfreudigkeit, dem Mitmenſchen beizuſtehen, wenn dieſem das Verhängnis droht. Weder auf das eigene Leben noch auf Weib und Kind wird geachtet, wenn draußen auf dem Meere ein Schiff dem Untergange nahe iſt: Retten iſt in dieſem Falle Pflicht, und wo die Pflicht ruft, da gibt es für den Deutſchen keine Rückſichten, kein Zaudern. Schon mancher deutſche Seemann iſt beim Rettungswerke ſelbſt von den Wellen begraben worden, aber trotzdem bleibt keiner zurück, wenn der Obmann zum Rettungsboote ruft.

Etwas anders als bei den Menſchen in der freien Natur hat ſich das Leben in den deutſchen Städten entwickelt (Taf. 4, Abb. 1, 2, 4). Von Haus aus iſt der Deutſche dem Zuſammenleben in eng begrenzten Orten feind; er hat ſich erſt im Laufe der Zeit daran gewöhnt. Hier in den Städten hat er ſeine Anhänglichkeit an die freie Natur wenigſtens zum Teil preisgeben müſſen, aber um ſo mehr hat ſich dafür die Geſelligkeit ausgebildet. Wie im Mittelalter die Innungen der Handwerker oder die Gilden der Kaufleute bei jeder Gelegenheit zuſammenkamen und nicht nur geſchäftliche Dinge beſprachen, ſondern auch den Becher kreiſen und manches fröhliche Lied erklingen ließen und ihre Zunftfeſte unter allerlei Scherz und ſinnbildlichen Handlungen feierten (Taf. 3, Abb. 3), ſo trifft man ſich auch heute noch in allen möglichen Vereinen und Vereinchen, um Gelegenheit zu gemeinſamem Trunke und Aufheiterung des Gemüts zu haben. Und der Deutſche bedarf ſolcher Aufheiterung, wie ja ſchon die Feſte der ländlichen Bevölkerung gelehrt haben. Daher ſind dieſe Vereine, Turn-, Schützen-, Geſang-, Militärvereine u. a., in den Städten hauptſächlich die Pflegſtätten deutſchen Weſens. Und doch iſt die Liebe zur freien Natur, zum deutſchen Wald und zu den deutſchen Bergen auch in den Städten nicht erloſchen. Nirgends finden wir ſo viel Gärten an den Häuſern, nirgends ſo viel Schmuckplätze zur Erholung für jung und alt als in den Ländern der germaniſchen Raſſe. Und wo dazu Grund und Boden fehlt, wie namentlich in den Großſtädten, da werden die Kinder der Natur, Blumen und Blattpflanzen, in den Zimmern gepflegt. Ganze Gartenkolonien

ſind entſtanden, wo die Jugend ſich in der freien Natur tummeln, die Alten ſich nach des Tages Laſt und Mühe und an Sonntagen erholen können. Auch die Spaziergänge vieler Tauſend Städter in Wald und Heide zeugen für dieſe Freude unſerer Stadtbewohner an der freien Natur. Trefflich hat Goethe dieſe mit dem kurzen Worte charakteriſiert: „Hier iſt des Volkes wahrer Himmel“. Und wem es irgendwie die Mittel erlauben, der ſchüttelt während des Sommers auf einige Wochen den Staub der Stadt ab, um in waldiger Gegend oder auf den Bergen oder am Meere die Freiheit in der Natur zu genießen. Wieder iſt bei keiner anderen Raſſe dieſer Drang nach Waldfreiheit und nach der Poeſie des Meeres und der Berge ſo groß in allen Schichten der Bevölkerung wie bei der germaniſchen. Die Tauſende Städter, die alljährlich die deutſchen Mittelgebirge bevölkern oder am Meere ſich ſonnen oder die Alpen erklimmen, legen beredtes Zeugnis davon ab. Begeiſterung für die Natur und die Poeſie, die ſie birgt, treibt die meiſten hinaus, nicht Sucht nach Abwechſelung und Streben nach Zeitvertreib, wie nur zu oft die Vertreter anderer Nationen. Mit dem Wanderſtab in der Hand, leichten Sinnes und mit leichtem Gepäck, durchſtreift der Deutſche Berg und Tal. Hier zeigt ſich auch bei dem Stadtbewohner noch der angeborene Naturſinn, und ſo erklärt es ſich, daß gerade von ihm ein großer Teil jener Wald- und Naturlieder herrührt, die unſerer Dichtung eigen ſind, und aus denen nicht allein die Freude an der Natur, ſondern auch die Sehnſucht nach ihr in den mannigfachſten Tönen ernſt und luſtig widerklingt.

Aber auch noch andere echt deutſche Weſenszüge haben in die Städte ihren Einzug mitgehalten. Wie ſchon berührt, iſt die Freude an Lied und Dichtung in der Stadt nicht verkümmert. Als die Ritter aufgehört hatten, zu ſingen und zu ſagen, da nahmen ſich die deutſchen Meiſter in den Städten der Dichtkunſt an. Später iſt manches treffliche Wander- und Burſchenlied hier entſtanden, und die Arbeit in den Werkſtätten hat bis in unſere Zeit Schritt gehalten mit dem Rhythmus des Liedes. Scharen junger Burſchen verlaſſen an freien Tagen die Mauern der Städte und durchſtreifen als Wandervögel mit Geſang die Lande und genießen in der freien Natur ihr anſpruchsloſes Mahl. Die alte Religioſität unſeres Volkes iſt ebenfalls mit in die Stadt gezogen: das beweiſen noch heute die Heilighaltung des Sonntags und die vollen Kirchen, die wir in großen und kleinen Städten antreffen. Auch den unſerem Volke eigenen Sinn für Recht und Pflicht hat der Deutſche in den Mauern der Stadt nicht verkümmern laſſen. Von jeher haben die



1. Rathaus in Marienburg (Westpr.).
Nach Photographie von Karl Müller, Marienburg. (Vgl. Text, S. 87.)

2. Rathaus in Wernigerode (Harz).
Nach Photographie von Karl Abt, Frankfurt a. M. (Vgl. Text, S. 87.)

Digitized by Google

Städte als Wahrerinnen des Rechts gegolten, und das vor allem zu einer Zeit, wo auf dem flachen Lande Gewalt vor Recht ging. Deshalb flüchteten damals von hier Tausende in die Mauern der Städte, um dort Schutz und Schirm zu finden. Unter dem Schutze der Städte konnte auch der deutsche Kaufmann von Ort zu Ort ziehen; ihre Reisigen verteidigten ihn. Und war dem einen oder anderen von den übermütigen Rittern Unrecht geschehen, oder waren Bürger auf offener Landstraße angefallen worden, dann zogen die Handwerker zum Schlosse (Taf. 4, Abb. 3) des Frevlers, diesen sein rechtloses Beginnen büßen zu lassen, nicht selten mit dem Tode. Die vielen kühnen Taten der Städter zur Zeit des Raubritterwesens und der allgemeinen Unsicherheit, die in Volksliedern bis heute fortleben, zeugen ebensosehr von ihrem Rechtsgefühl und ihrem Selbstbewußtsein wie von ihrer Tapferkeit. Denn auch die deutsche Waffenfreudigkeit und Vaterlandsliebe offenbaren sich in den Städten in keinem schwächeren Grade als auf dem Lande. Seit sich die Bürger der Stadt Worms des unglücklichen Heinrich IV. angenommen und ihr Geld und ihre Waffen gegen bischöfliche und fürstliche Anmaßung ihrem Könige zur Verfügung gestellt haben, ist zu unzähligen Malen die bewaffnete Macht der Städte die Mauer gewesen, an der vaterlandsloser Sinn und habgieriges Streben äußerer Feinde zugrunde gegangen sind. Selbst zu Zeiten, wo die Neigung des Landmannes für das Waffenhandwerk erstorben zu sein schien, wie während und nach dem Dreißigjährigen Kriege, lebte sie in den Städten fort und erhielt sich hier, bis sie durch die Großtaten eines Friedrich II. und durch die Gewaltherrschaft eines Napoleon zu neuem Leben entfacht wurde. Und dieser Waffenfreudigkeit, dieses alten Erbteiles von unseren Vorfahren her, bedürfen wir mehr als jedes andere Volk, wenn wir unsere Eigenart erhalten wollen, da wir auf allen Seiten von fremden Völkern umgeben sind, die auf Kosten unseres Landes ihr Gebiet zu vergrößern trachten. Und nie hat sich diese Waffenfreudigkeit schöner gezeigt als in dem letzten großen Kampfe, den das deutsche Volk gegen eine Welt voll Feinde zu bestehen hatte. Wie ein Mann stand das Volk kampfbereit da, Millionen strömten zu den Waffen, um mit diesen das Vaterland und die Heimat zu verteidigen, die durch die Eroberungs- und Schelsucht heimtückischer Feinde gefährdet war. Schwere Tage waren über unser Volk heraufgezogen, aber seine Glieder durchströmte das Mark der Nibelungen, und so verrichtete es Heldentaten, wie sie die Menschheit noch nicht erlebt hat. Der Geist der Uneinigkeit und Erhebung

gewisser sozialer Schichten, krankhafter Genußsucht, der Oberflächlichkeit und anderer Untugenden, der anfing, sich in unserem Volke einzunisten, war plötzlich geschwunden, und die ernste Natur des Deutschen mit ihren sittlichen Grundsätzen und ihrer Wachsamkeit über Wahrheit, Treue und Recht kam wieder zur Geltung. Das waren die Früchte des „Militarismus", den unsere Gegner niederringen wollten, was ihnen aber auch mit Aufbietung aller Kräfte nicht gelang. Und so wurde ihnen das vielgehaßte Wort zum Anlaß unzähliger Lügen und Verleumdungen. Bald traten aber auch andere lobenswerte Eigenschaften unseres Volkes schärfer als je hervor: die Dankbarkeit der Daheimgebliebenen und besonders der Frauen gegen die Krieger im Felde, die sich in den schier unermeßlichen Spenden offenbarte, das dankbare Gedächtnis gegenüber den gefallenen Helden, das sich vor allem in der Sorge für die Leichen und der Pflege der Gräber zeigte, der Wille, auch die größten Mühsale zu bezwingen, die Geistesstärke, sich schnell in jede neue Lage und Beschäftigung einzuarbeiten, das Mitgefühl für die unschuldigen Glieder, besonders die Frauen und Kinder, feindlicher Völker, der starke Rechtssinn, der auch dem Feinde die Anerkennung zollt, die ihm gebührt. Und welcher Unterschied in der Auffassung von Wort und Tat zwischen uns und unseren Gegnern! Während diese viel reden und unentschlossen handeln, schweigt die deutsche Heeresleitung von ihrem Vorhaben und macht die Welt erst mit der fertigen Tat bekannt. So haben sich in jüngster Zeit im deutschen Wesen Tatkraft und wahre Menschlichkeit vereint zur Rettung und Weiterentwickelung menschlicher Kultur und Freiheit.

Register.

Die fettgedruckten Zahlen bedeuten Hauptstellen.

Aargau 16.
Aberglaube 23. 28. 31. 51. 53. 76.
Ackerbau 73. 74. 80.
Adventszeit 49.
Ähren, erste 84.
Alemannen 25. 59. 71.
Alpen 41. 74. 75. 77. 78. 80.
Alphorn 79.
Alte (letzte Garbe) 84. 85.
Altenburg 44.
Alter Jude 60.
Ammianus Marcellinus 8.
Andacht 40.
Andreastag 52. 57.
Anhänglichkeit 46; s. auch Konservativismus und Pietät.
Anpassungsfähigkeit 8. 35. 90.
Arbeit 34—36.
Armenfürsorge 47.
Arminius 9.
Aubanus, Johannes Bohemus 59.
Ausdauer 34.
Aussaat 80. 81.
Austrieb des Viehes 78.

Bachstelze 75.
Baden (Land) 82. 84.
Baden (Waschen) 7.
Bärimandl (letzte Garbe) 84.
Bauer (Landmann) 13. 20. 37. 67. 73. 74. 77. 80. 82. 83.
Bäume 32.
Baumpflanzung bei der Geburt 16.
Bautastein 11. 34.
Bayern 43. 57. 64. 68. 84.
Bayrischer Wald 35.
Begräbnis 32.
Berthold von Regensburg 14.
Beschäftigung der alten Germanen 11.
Bibel 40. 41.
Biene 32. 76.
Bier 43.
Bilwisschnitter 82.
Birke 62. 63.
Bock (letzte Garbe) 84.
Böhmen 69. 70.
Böhmisch-Bayrischer Wald 33. 35. 45.
Böse Geister 18. 25. 27.
Böse Mächte 83.
Bosselnächte 54.
Brandis, Tile 29.
Braunschweig 25.
Brautfuder 25.
Brautführer 26.
Brautjungfern 26.
Brautkauf 22.
Brautkranz 30.
Brautlauf 28.
Brautschloß 28.
Brautsuppe 27.
Brauttanz 30.
Brautübergabe 26.
Buchard von Worms 69.
Buchardstag 48.
Buchstaben, Einführung 11.
Buzegraale 53.

Cäsar 7. 8. 20. 40.
Chauken 3.
Chemnitzer Rockenphilosophie 84.
Christfest 48. 49. 50. 55. 56; s. auch Weihnachten.
Christstolle 57.
Cimbern 3.

Dämonen 18. 67. 68. 69. 73. 76. 78. 81. 83. 84. 85.
Dankbarkeit 72. 90.
Deckebeschlagung 30.
Dienstboten, s. Gesinde.
Dio Cassius 8.
Dithmarschen 20.
Donnerbesen am Giebel 38.

Digitized by Google

Dorf 37.
Drachen 68. 84.
Drangeld 22.
Drudenfuß 76.
Druſus 8.

Ehe 2. 19. 20.
Ehebruch 2.
Eheſchließung 22.
Ehrfurcht 46.
Ehrgefühl 62.
Ei 82.
Eifel 27.
Einfachheit 7. 14.
Einherjer 42.
Einödhöfe 37.
Einzelhöfe 37.
Elegius 69.
Elſaß 42. 56. 64.
Elſter 16.
Erbauungsbücher 41.
Erbſchloß 28.
Erdmännel 84.
Erholung 40. 41. 45.
Ernſt 43. 65.
Ernte 80. 83.
Erntebier 85.
Erzählen 41.
Erzgebirge 28. 64.
Erziehung 19.
Eſſen und Eßluſt 16. 57. 70.

Fachwerk 38.
Familie 13. 15. 16. 36. 45. 58.
Familienfeſte 43.
Familienleben, -ſinn 4.
Farbenfreudigkeit 7. 38. 39.
Faß, letztes 86.
Faſtnacht 48. 58. 60. 61.
Fedelwagen 25.
Feldarbeit 81.
Feldberg 59.
Feldmann (letzte Garbe) 84.
Fenſterln 20. 21.
Feſte 47—72.
Feuer 67. 68. 78. 81.
Flöte 41.
Flurumgänge 81.
Franck, Sebaſtian 49. 59. 72.
Franken 51. 59. 60.
Fränkiſch-Henneberg 28.
Frau 2. 3.
Frau Holle 35. 50. 51.
Freigebigkeit 5; ſ. auch Gebefreudigkeit.
Freiheitsdrang 45.
Frieſen 9. 28. 35.
Frohſinn 29. 43. 70.
Frömmigkeit 19. 27. 75. 79.
Fruchtbarkeitszauber 29.
Frühjahrsfeuer 59. 60. 78.
Frühjahrsfeuerfeſt 58.
Funkenſonntag 59.

Gans 72.
Garbe, erſte 83. 84.
— letzte 84. 85.
Gartenkolonien 87.
Gaſſeln gehen 20.
Gaſtfreundlichkeit 25. 29. 70.
Gebefreudigkeit 49. 57.
Gebet 40. 82. 83. 85.
Geburt 15. 16.
Gegenſätze zwiſchen Nord und Süd 12—17.
Geiſter 50. 51. 76; ſ. auch Böſe Geiſter und Dämonen.
Geiſterbanner 50.
Geiz 47.
Gemüt 15. 16. 23. 36. 48. 52. 55. 58. 77. 87.
Genoſſenſchaftlicher Sinn 46.
Genügſamkeit 86.
Geräte 10. 11.
Gerechtigkeitsſinn 21. 46.
Geſang 36. 41. 43. 48. 49. 69. 72. 79. 81. 84. 88; ſ. auch Lied, Muſik.
Geſangbuch 40.
Geſchlechter-Verhältnis 19.
Geſchlechtsliebe 19.
Geſelligkeit 87.
Geſellſchaftsſpiele 41.
Geſinde 4. 45. 46. 56.
Getreide 32.
Glaube 83.
Glückstage 23.
Goethe 34. 88.
Götten 17.
Götter 81.
Gotthelf, Jeremias 34.
Gottſchee 29.
Gottvertrauen 31. 39.
Grabpflege 33. 34. 90.
Großmutter (Roggenmuhme) 85.
Grüner Mann 64.
Gryſe, Nicolaus 85.

Haartracht 7.
Haberfeldtreiben 46.
Habergeiß 85.
Haferbock 85.
Hagelfeuer 67. 68.
Hahnſchlag 70.
Handel 11. 74.
Handmühle 10
Handwerk und Handwerker 74.
Hanſeli 61.
Harz 41.
Haube 30.
Haufendorf 37.
Haus 4.
Hausgenoſſenſchaft 4.
Hausinſchriften 39.
Häuslichkeit 38—40.
Haustiere 3. 11. 32. 51. 75. 76. 77.
Heiligenbild 67.
Heiligenkult 13.

Digitized by Google

Heiligenlegenden 41.
Heilige Zeit 50. 81.
Heim 36; ſ. auch Wohnhaus.
Heimatliebe 80. 81.
Heimgarten 20.
Heimtrieb des Viehes 78. 80.
Heiterkeit 36. 61.
Herbſtfeſt 70.
Herd 13. 28. 29.
Herden 73; ſ. auch Haustiere.
Herrgottsvogel (Storch) 76.
Herzenseinfalt 46.
Heſſen 65. 75.
Hexen 60. 68.
Hildesheim 29.
Hilfsbereitſchaft 38. 47. 87.
Hirt 73. 74. 75. 77. 78. 79. 86.
Hirtenleben 80.
Hochzeit 15. 23—31.
Hochzeitsbitter 24. 25. 29.
Hochzeitsgeſchenke 30.
Hochzeitshemd 32.
Hochzeitslader 24.
Hochzeitslieder 29.
Hochzeitsmahl 29.
Hochzeitstänze 29.
Holzfräulein 83.
Honigkuchen 57.
Hudler 61.
Hufeiſen 76.
Humor 15. 23. 48. 53. 64.
Hund 77. 78.
Huzelbrot 57.

Immermann 1. 19.
Innerlichkeit 39.
Inngebiet 25.
Invokavit 59.

Jagd 5.
Jäger 86.
Jahresfeſte 48.
Jahreszeiten, Wechſel 47.
Johannisabend 69.
Johannisfeuer 67. 68. 69
Johannisnacht 76.
Johanniswein 84.
Johanniszeit 66. 67. 68.

Kammerwagen 25.
Kampfesluſt 3; ſ. auch Tapferkeit.
Karfreitag 14.
Karl der Große 13.
Karneval 49. 61.
Kartenſpiel 44.
Käſtewagen 25.
Katze 77.
Kaufmann 74.
Käuzchen 31.
Kegelſpiel 44.
Kermſe 70.
Kerze, heilige 31.
Keuſchheit 20. 22. 65.
Kilbi 70.
Kilchwih 70.
Kilt 21.
Kinder 3. 16. 17. 19.
— uneheliche 17.
Kindlichkeit 39. 87.
Kirbe 70.
Kirchen 40.
Kirchenbeſuch 40. 49. 56. 71. 81. 83. 88.
Kirchenjahr 47.
Kirchgang, ſ. Kirchenbeſuch.
Kirchhöfe 34.
Kirchmeſſe 70.
Kirchweih 48. 70.
Kirmes 70. 71.
Klapperbock 53.
Klozenbrot 57.
Knecht Ruprecht 53. 54.
Knöpflesnächte 54.
Konſervativismus 37. 38. 44. 73. 80. 81.
Kornkatze 85.
Kornmutter 85.
Kornweib 85.
Koſt, ſ. Nahrung.
Kreuzſchnabel 75.
Krieg 5.
Kuckuck 31.
Kunkelſtuben 20.
Kuß 21.

Lätare 60.
Latzmann 64.
Laubmännchen 64.
Lebensfreude, -genuß, -luſt 48. 61. 70. 72.
Leibeigene 4.
Leichenbretter 33.
Leichenſchmaus 33.
Liberius (Biſchof) 55.
Lichterbaum 49. 56.
Liebe 19. 32.
Lied 36. 41. 69. 70. 79. 84. 88; ſ. auch Geſang, Muſik.
Lorſch 58.
Lostage 51.
Lüneburger Heide 29.
Luther 42.

Mähren 27.
Mai 61. 62. 63. 66.
Maibaum 62. 63.
Maienknechte 62.
Maigerte 76. 78.
Maigraf 64. 65.
Maigrafenfeſt 64.
Maikönig 63. 64. 65.
Maikönigin 65.
Mailehen 65.
Maiſtange 63.
Märchen 41.
Marken 28.
Märkte 11.
Marobodus 9.
Marſchen 74.
Marterl 86.
Martinshörndl 72.
Martinsſchmaus 72.

Digitized by Google

Martinsſingen 72.
Martinstag 48. 71. 72.
Martinstrunk 72.
Mecklenburg 28. 51.
Menſchlichkeit 90.
Meyer, Hugo Elard 81.
Minnetrinken 33.
Mitgefühl, Mitleid 45—47. 55. 57. 58. 90.
Mittagsmutter 84.
Mittelgebirge 41. 74.
Mockel (letzte Garbe) 84.
Mondjahr 12.
Morgenſprache 43.
Morgenſuppe, ſ. Brautſuppe.
Muſik 29. 41. 81; ſ. auch Geſang, Lied.
Myſtik 32.

Nachbarſchaft 46
Nahrung 7. 10.
Name 18.
Namengebung des Viehes 77.
Naturſinn 16. 23. 28. 48. 56. 58. 72. 80. 87. 88.
Neujahrsgeſchenke 49. 57.
Neujahrstag 49.
Niederöſterreich 33.
Nikolaus (Kalenderheiliger) 53.
Nikolausabend 54.
Nikolaustag 50. 57.
Nobiskrug 42.
Norddeutſch und ſüddeutſch 12—15.
Notfeuer 67. 68. 78.

Oberbayern 25. 28. 43; ſ. auch Bayern.
Oberpfalz 33. 83. 84.
Obſtbau 74. 80. 86.
Opfer 81.
Opferſchmäuſe 50.
Opferwilligkeit 40.
Ortsſagen 41.
Oſtern, Oſterzeit 48. 66. 67.
Öſterreich 25. 84.
Oſterwaſſer 76.
Oswald (letzte Garbe) 84.

Pantoffelwerfen 52.
Paten 3. 17. 18.
Patenhemd 32.
Pelzmärte 53.
Perchta 35. 50. 51. 54. 57.
Pferdeköpfe am Giebel 13. 38.
Pfingſtbier 48.
Pfingſten 48. 62. 64. 66.
Pfingſtklötzl 64.
Pfingſtknechte 62.
Pfingſtkönig 64.
Pfingſtkönigin, ſ. Maikönigin.
Pfingſtl 64.
Pfingſtreiten 66.
Pfingſtwaſſer 76.
Pflichtgefühl 45.
Phantaſie 15. 16. 31. 52.
Pietät 27. 29. 33. 34. 71. 90.
Poeſie 72. 79. 80. 84. 88.
Polterabend 26.
Pommern 53.
Praktiſcher Sinn 46.
Primißführen 25.
Prunk 48.

Radtreiben 59.
Rauch- (Rauh-) Nächte 51.
Raufen 44.
Rebretter 33.
Recht 90.
Rechtlichkeit 3. 4. 11. 30. 46. 62. 89. 90.
Regen 23.
Regenzauber 61. 64.
Reinheit 22.
Reinlichkeit 7.
v. Reinsberg-Düringsfeld 69.
Religion, Religioſität 15. 40. 41. 53. 80. 81. 84. 88.
Rheinlande 65.
Rheinpfalz 82.
Riehl 87.
Ringſtechen 66.
Rockenſtuben 20.
Roggenhund (letzte Garbe) 85.
Roggenmuhme 85.
Roggenmutter 85.
Roggenſau (letzte Garbe) 85.
Roggenwolf 85.
Römer 2. 4.
Römiſcher Einfluß 9. 10.
Roſegger 56.
Roſenſonntag 60.
Rotkehlchen 75.
Rotſchwänzchen 75.
Runen 11.
Runenſteine 11. 34.

Saatſegen 82.
Sachſen 13. 14. 28. 33. 84.
Sachſenroß 9.
Sankt Martin 72.
— Urban 86.
Saterland 28.
Sauberkeit 40; ſ auch Reinlichkeit.
Schäfer (Hirt) 79.
Scheibenſchlagen, -treiben, -werfen 59.
Scherz 72. 84; ſ. auch Frohſinn, Humor.
Schickſalsfragen 52.
Schießen 18. 25. 27.
Schiller 19.
Schimmelreiter 53.
Schleſien 51. 60.
Schleswig-Holſtein 83.

Digitized by Google

Schmaus 31.
Schmuck 39.
Schoßsonntag 59.
Schrift 11.
Schuhwerfen 52.
Schützenfeste 65. 69.
Schutzmittel gegen Dämonen 18.
Schwaben 27. 53. 54. 57. 59. 64. 66. 68. 71.
Schwalbe 75.
Schwan 16.
Schwarzer Sonntag 60.
Schwarzwald 61. 86.
Schweiz 29. 84.
Schwerttanz 5.
Schwimmen 7.
See 87.
Seemann 87.
Selbstbewußtsein 35. 37. 89.
Senn 79. 80.
Siebenbürger Sachsen 29. 32. 40. 83.
Silvester 52.
Sinnigkeit 15.
Sippendorf 37.
Sippschaft 4. 13. 17. 37.
Sittenreinheit 2. 22.
Sittlichkeit 21.
Sommer 60. 61. 69.
Sommersonnenwende 67. 68.
Sommersonntag 60.
Sondergeist 38.
Sonne 59.
Sonnenjahr 12.
Sonnenrad 59.
Sonnenwendfeuer 69.
Sonntag 40. 41.
Sorglosigkeit 48.
Spaßmacher 66.
Spielsucht 6. 44. 45.
Spinnen 35.
Spinnstuben 20. 21. 35.
Stadt 15. 20. 22. 74. 87. 88. 89.
Stammtisch 43.
Starrköpfigkeit 37.
Steiermark 61. 68.
Storch 16. 75. 76.
Strabo 8.
Straßburg 56.
Studenten 43.
Sueben 7.
Sugamber 9.

Tacitus 2. 3. 5. 7. 15. 20. 37. 38. 40. 42. 63.
Tanne, Tannenbaum 49. 56. 57. 62. 63.
Tanz, Tanzen 20. 21. 29. 31. 41. 48. 63. 69. 70.
Tapferkeit 3. 4. 5. 89.
Tatkraft 90.
Taufe 15. 17. 18.
Taufpfennig 18.
Taufschmaus 18.
Teutonen 3.
Thomastag 52.
Thüringen 25. 32. 60. 64. 65. 70. 82. 84.
Thüringer Wald 28. 41.
Tiberius 9.
Tiere 57. 75. 76; s. auch Haustiere.
Tirol 27. 46. 61. 66. 77. 79.
Tischgebet 40.
Tod 16. 31. 32.
Todaustragen 60. 64.
Totenanteil 32.
Totenbretter 33.
Totenpflichten 32.
Totenwacht 32.
Treue 5. 18. 19. 20. 21. 46. 90.
Trinken, Trinklust 6. 16. 33. 42—44. 57. 70.
Trinkhornbruderschaft 42.
Trunksucht 42. 43.

Ulrich von Lichtenstein 62.
Ummebidders 24.
Umsicht 34.
Unternächte 51.
Untersberg in Salzburg 16.
Üppigkeit 29.

Varus 9.
Vaterlandsliebe 89.
Vegetationsdämon 84. 85.
Vereine 44. 87.
Vereinzelung 37.
Vergodendeelsstruß 24.
Verkündzeit 23.
Verlobung 22.
Vermummungen 61. 72.
Verschwendung 6.
Verstorbene 50.
Vieh 68. 78; s. auch Haustiere.
Viehzucht 74. 75. 80.
Vogelstellerei 41.
Vogtland 51.
Volksgerichte 46.
Vorspannen 25.
Votivgaben 41.

Waffen 7.
Waffenfreudigkeit 89.
Wahrheit 90.
Wahrsagerinnen 50.
Wald 56. 86.
Waldarbeiter 86.
Walküren 42.
Wallfahrten 81.
Walther von der Vogelweide 62.
Wandern 88.
Wandervögel 70. 88.
Wassermühle 10.
Wechsel der Jahreszeiten 47.
Weidewirtschaft 10. 73. 74. 75.

Weihnachten, Weihnachtszeit 49. 58; ſ. auch Chriſtfeſt.
Weihnachtsgebäck 57.
Weihnachtsgeſchenke 49. 57.
Weihnachtsſpiele 53. 54.
Wein 10. 43.
Weinbau 74.
Weisſagung 51.
Werbung 22.
Werre 35.
Weſtfalen 32. 34. 37. 65. 77. 78.
Wetterpropheten 79.
Wettrennen 66.
Wichtelmännchen (letzte Garbe) 84.
Wilder Jäger 50. 51.
Wilder Mann 64.
Willensſtärke 3.
Winter 60. 61.
Winzer 86.
Wirtshausleben 13. 41. 42.
Witterung 23.
Wöchnerin 18.
Woden 85.
Wodesheer 50.
Wohnhaus 7. 38—40.
Wohnung 10.
Wolf (letzte Garbe) 84. 85.
Wunderdoktoren 79.
Würfelſpiel 44.
Württemberg 84.
Wütendes Heer 50.

Zartgefühl 65.
Zauber 51.
Zauberſpruch 82.
Zeit, heilige 50. 81.
Zeitrechnung 11. 12.
Ziehharmonika 41.
Zierat 39.
Zither 41.
Zufriedenheit 36. 86.
Zugvögel 75.
Zukunftserkundung 51—53.
Zwölf Nächte 51. 76.

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut in Leipzig.

Digitized by Google

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
1-year loans may be recharged by bringing the books to the Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

RECEIVED BY
AUG 22 1985
CIRCULATION DEPT.
FEB 3 1988
AUTO. DISC.
JAN 3 1992
JUN 25 1992
CIRCULATION

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 1/83 BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google